Kult
2372

Johann ... in Augsburg

unvollst.!

nur Bd. 3 vh.

Paris und die Pariser
im Jahre 1835.

Dritter Band.

Paris und die Pariser
im Jahre 1835.

Von

Frances Trollope,

der Verfasserin „der häuslichen Sitten der Amerikaner,"
von „Tremordyn Cliff" ꝛc.

Aus dem Englischen übersetzt
von

O. v. Czarnowski.

Le pire des états, c'est l'état populaire. —
Corneille.

Dritter Band.

Aachen und Leipzig,
Verlag von Jacob Anton Mayer.
(Brüssel bei J. A. Mayer und Somerhausen.)

1836.

Inhalt.

Vierundfunfzigster Brief. Seite

Gemischte Gesellschaft. — Einfluß der englischen Geistlichen und ihrer Familien. — Ihre wichtige Stellung in der Gesellschaft. . . 3

Fünfundfunfzigster Brief.

Die große Oper. — Deren ungeheure Ausgaben. — La juive. — Die vortreffliche Einrichtung der Scenerie. 16

Sechsundfunfzigster Brief.

Der Abbé Déguerry. — Seine Beredtsamkeit. — Die Bibliothek von St. Geneviève. — St. Etienne du Mont. — Das Pantheon. . 30

Siebenundfunfzigster Brief.

Petits Soupers. — Große Diners. — Die Gourmands. — Abendgesellschaften. . . 40

Achtundfunfzigster Brief.

Seite

Hôpital des enfans trouvés. — Geschichte eines Findelkindes. 51

Neunundfunfzigster Brief.

Der Riesenprozeß. — Die Gesellschaft der Menschenrechte. — Namen der Sektionen. — Anekdote von Lagrange. — Republikanische Gesetze. 77

Sechzigster Brief.

Memoiren des Herrn von Chateaubriand. — Die Vorlesungen in der Abbaye-aux-bois. — Bericht über dieselben in den französischen Journalen. — Ein Morgen in der Abbaye, um einen Theil dieser Memoiren vorlesen zu hören. — Der Besuch in Prag. . . . 87

Einundsechzigster Brief.

Der Jardin des plantes. — La Salpetrière. — Anekdote. — Die Invaliden. — Der Dom. 108

Zweiundsechzigster Brief.

Ein Ausflug nach Montmorency. — Ein Rendezvous in der passage de Lorme. — St. Denis. — Das für Napoleon bestimmte Grab. — Die Hermitage. — Ein Diner im Grünen. 118

Dreiundsechzigster Brief.

Seite

George Sand. 135

Vierundsechzigster Brief.

Angelo, Tyran de Padoue. — Eine Burleske in dem Theater de Vaudeville. — Mademoiselle Mars. — Madame Dorval. — Das Epigramm. 148

Fünfundsechzigster Brief.

Der Boulevard des Italiens. — Tortoni. — Die Kirche der Madeleine. — Das Journal der Mistreß Butler. 174

Sechsundsechzigster Brief.

Discussion zwischen einem Engländer und einem Franzosen. — Nationaleigenthümlichkeiten. 183

Siebenundsechzigster Brief.

Die Deputirtenkammer. — Bestrafung der Journalisten. — Das Institut für die Belebung der Industrie. 196

Achtundsechzigster Brief.

Spaziergang nach dem Marché des Innocens. — Der entflohene Kanarienvogel. — Ein Straßenredner. — Begräbnißplatz der während der Julitage Gebliebenen. 207

Neunundsechzigster Brief.

Seite
Ein philosophischer Zuschauer. — Sammlung des Baron Sylvestre. — Hôtel des monnaies. — Museé d'artillerie. 220

Siebenzigster Brief.

Ein Concert in den elyseischen Feldern. — Republikanische Hüte. — Karlistische Hüte. — Juste-milieu-Hüte. 232

Einundsiebenzigster Brief.

Französische Novellenschreiber 243

Zweiundsiebenzigster Brief.

Das Ende der Pariser Saison. — Eine soirée bei Madame Recamier. — Der Abschied. . 254

Postscript. 261

Paris und die Pariser
im Jahre 1835.

Vierundfunfzigster Brief.

Gemischte Gesellschaft. — Einfluß der englischen Geistlichen und ihrer Familien. — Ihre wichtige Stellung in der Gesellschaft.

Wenn ich auch immer noch der Meinung bin, daß die französische Gesellschaft, das heißt, die Gesellschaft der gebildeten Damen und Herren Frankreichs, die angenehmste, lebendigste und bezauberndste in der Welt ist, so glaube ich doch, daß sie noch vollkommener sein könnte, wenn sie sich etwas abgeschlossener ausbilden dürfte.

Jeder, der wirklich mit der guten Gesellschaft in diesem Lande bekannt wurde, wird überzeugt sein, daß in ihr Herren und Damen gefunden werden, die mit dem liebenswürdigsten Benehmen die besten Tugenden des geselligen Lebens vereinigen, aber es läßt sich nicht läug=

nen, daß, so bewundernswerth auch einige Individuen in diesen Zirkeln sind, sie doch weniger achtungswerthen Personen eine Duldung gewähren, die, wenn einige Anekdoten aus sicherer Quelle bekannt werden, doch den Gefühlen Derer, die für diese leichte Manier nicht geboren oder erzogen wurden, anstößig sein muß.

Es wäre vielleicht nicht sehr klug, und glücklicherweise ist es ganz unmöglich, in die Herzen aller Derer zu schauen, die auf den Visitenlisten einer Pariser oder einer Londoner Dame stehen. Man kann vernünftigerweise eine solche Untersuchung von Denen nicht wünschen oder erwarten, die ihre Salons der Gesellschaft eröffnen, aber ich glaube, daß, wo die Gesellschaft vollkommen geordnet ist, keine Person männlichen oder weiblichen Geschlechts, deren äußeres und sichtbares Benehmen die Augen Aller auf sie gerichtet und den Tadel der Guten veranlaßt hat, zugelassen werden sollte.

Es läßt sich nicht läugnen, daß solche Personen in Frankreich leichter Eingang finden, als in England, und wenn auch Manche sich gewissenhaft von einem solchen Umgang entfernt halten, und Viele deutlich genug zu verstehen geben, daß eine geistige Entfernung stattfindet,

selbst wo persönliche Annäherung geduldet wird, so ist es doch sehr zu bedauern, wenn solche Gründe der Disharmonie in Gesellschaften obwalten, die um so viel angenehmer und achtungswürdiger ohne sie sein würden.

Ich zweifle nicht, daß ein Grund, warum weniger strenge in der Auswahl der Gesellschaft verfahren wird, darin besteht, daß in dem weiten Zirkel, der die Gesellschaft im Großen in Paris umfaßt, keine Klasse von Individuen vorhanden ist, die füglich auftreten und sagen könnte: „dieses darf nicht sein!“ —

Bei uns ist es glücklicherweise sehr verschieden. Die Geistlichkeit von England bildet mit ihren Familien eine bestimmte Kaste, der man in ganz Europa nichts Entsprechendes findet. Mit dieser Kaste vermischt sich zwar ein Theil jeder andern, doch sie behauptet ihre eigene Würde und Aristokratie, und in dieser Aristokratie vereinigen sich edles Blut, Gelehrsamkeit, die in manchen Fällen genügte, um Menschen aus den niedrigen Klassen mit ihr zu vereinigen, und Frömmigkeit.

So lange Männer, wie diese, mit ihren Familien einen Theil der besten Gesellschaft in

England bilden, ist wenig Gefahr vorhanden, daß das Laster in dieselbe eindringen könne.

Es läßt sich nicht läugnen, daß manche schwache Schöne durch die Gegenwart dieser Geistlichen in der höhern Gesellschaft von Indiskretionen abgehalten wird, und es ist eben so gewiß, daß manche verdächtige Schönheiten nicht eingeladen werden, weil es heißt: „es ist unmöglich, Lady so oder Lady so bei uns zu sehen, da wir den Bischof und seine Familie erwarten." —

Auch beschränkt sich dieser wohlthätige Einfluß nicht allein auf die höheren Klassen — der Pfarrer des Kirchspiels, ja selbst dessen junger, fast noch unbärtiger Gehülfe, wird in niederen Kreisen dieselbe Wirkung hervorbringen. Mit Einem Wort, wo ein englischer Geistlicher oder dessen Familie erscheint, da herrscht die Decenz, und der Krebsschaden des Lasters wird nicht geduldet.

Wenn wir dieses Zwanges müde werden, und uns, durch eine solche Gegenwart ungestört, mit Allem vermischen wollen, was den Augen reizend oder dem Geiste interessant erscheint, möge es auch durch das Laster bezeichnet sein; wenn wir in diesen Zustand treten, dann wird

es Zeit sein, die irländische Kirchenbill anzunehmen.

Diese Bemerkungen wurden durch eine Antwort veranlaßt, die ich gestern Abend von einer Bekannten erhielt.

„Wer ist jene elegante Dame?" fragte ich.

„Es ist Madame von C—," war die Antwort. „Sind Sie noch nie mit ihr zusammen gewesen? — Sie ist sehr viel in Gesellschaft; man sieht sie überall." —

Ich erwiederte, daß ich sie schon ein oder zwei Mal gesehen hätte, aber ihren Namen noch nicht wüßte. Sie sah wie eine Heldin, wie eine Sibylle aus; es war einer von jenen Köpfen, die man mit demselben Recht anstarrt, wie ein schönes Gemälde oder eine Statue; sie scheinen einen Theil der Decorationen zu bilden, und erregen nur etwas mehr Interesse und Neugierde.

„Können Sie mir etwas über ihren Charakter sagen?" fragte ich. — „Noch nie sah ich eine so pittoreske Figur; man sollte glauben, Titian hätte ihre Toilette geleitet." —

„Ich glaube, es war blos der Geist der Koketterie," erwiederte meine Freundin lächelnd. „Wenn Sie aber so begierig sind, sie kennen zu

lernen, so kann ich Ihnen in wenig Worten ihren Charakter und ihre Geschichte schildern — sie ist reich, von vornehmer Geburt, geistig sehr gebildet, und — unkeusch.“ —

Ich glaube nicht, daß ich sichtbar erschrak; ich halte mich selbst nicht so ungeeignet für einen Salon, daß ich über irgend Etwas meine Verwunderung so offen zeigen könnte; aber meine Freundin sah mich an, und lachte.

„Es befremdet Sie, diese Dame hier zu sehen? — Aber ich sagte Ihnen schon, daß sie überall anzutreffen ist, außer vielleicht chez moi und in einigen andern sehr rococo gesinnten Häusern.“ —

Da die Dame, mit der ich mich unterhielt, eine Engländerin war, wenn sie auch schon seit mehreren Jahren in Paris wohnte, so äußerte ich ihr meine Verwunderung darüber, daß eine Person, die für das bekannt sei, wie sie mir sagte, so allgemein in der guten Gesellschaft aufgenommen werde.

„Allerdings,“ erwiederte sie, „es ist sehr befremdend und mir vielleicht noch mehr, als Ihnen, weil ich den unbefleckten Ruf und Charakter Vieler, die sie bei sich sehen, genau kenne. Ich betrachte dieses,“ fuhr sie fort, „als eine

der sonderbarsten Erscheinungen in der Pariser Gesellschaft. Wären die Frauen, wie einige Reisende es fälschlich behauptet haben, im Allgemeinen verderbt und lasterhaft, so wäre es nichts Außerordentliches, aber dem ist nicht so. Wo weder der Gemahl, noch die Verwandten, noch die Dienerschaft, oder irgend Jemand die Schwächen einer Frau zu entdecken, oder bekannt zu machen beabsichtigt, da kann allerdings oft Untreue stattfinden, ohne daß man es weiß oder vermuthet, aber hierin kann die Gesellschaft keine Autorität ausüben, und Diejenigen, die aus Temperament oder Gewohnheit etwas Uebles voraussetzen, wo es nicht bewiesen werden kann, mögen oft eine, auf Achtung begründete Freundschaft aufgeben müssen, blos weil es möglich ist, daß verborgene Fehltritte ihre Nachbarin derselben unwürdig machen. Es ist gewiß kein Beweis von nationeller Sittenverderbniß, daß solche Temperamente nicht oft in Frankreich gefunden werden, aber wo ein öffentlich bekanntes unkeusches Leben eine Frau vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gebracht hat, da erscheint es mir sehr auffallend, daß eine Person, wie unsere Wirthin und viele andere

von gleich unbeflecktem Ruf sie in ihre Gesellschaft aufnehmen.“ —

„Ich denke mir,“ sagte ich, „daß Madame C— nicht die einzige Person ist, gegen die man sich so besonders duldsam erweiset.“

„Sie haben Recht. Es giebt viele Andere, deren liaisons eben so öffentlich bekannt sind, als die ihrigen, und die ebenfalls in der besten Gesellschaft Zutritt finden; aber ich erinnere mich keines Beispiels, daß solche Personen in den engern Zirkeln vertrauter häuslicher Freundschaft zugelassen werden. Niemand in Paris scheint zu glauben, daß er das Recht habe, die geheime Geschichte aller der élegantes in den Salons zu untersuchen, aber man ist eben so vorsichtig in der Auswahl vertrauter Freundinnen, als bei uns. Damit aber hat diese Art von Decorum ihre Gränzen, und es wird eben so wenig Jemand Anstand nehmen, in einen Salon zu treten, weil Madame C— dort ist, als eine Dame in London vor dem Opernhause wieder umkehrt, weil sie den Wagen der Lady — vor der Thür halten sieht.“ —

„Es läßt sich aber keine Vergleichung zwischen den Fällen ziehen,“ — sagte ich

„Nein, gewiß nicht," erwiederte sie, „aber die Pariserinnen haben nun einmal andere Ansichten über diesen Punkt." —

Es scheint mir nun einleuchtend zu sein, daß alles dieses weniger in allgemeinem Mangel an moralischem Gefühl, als vielmehr in leichtem Temperament begründet ist. Sans souci ist die Lieblingsdevise der ganzen Nation, und wie kann diese in das Leben treten, wenn man sich die schwere Aufgabe stellt, alle Diejenigen aus der Gesellschaft zu vertreiben, die ihrer nicht würdig sind? — Wenn ich aber auch fest überzeugt bin, daß dieser Unterschied in dem Grade moralischer Toleranz beider Länder nicht einer Verderbtheit des französischen Charakters zur Last gelegt werden darf, so ziehe ich doch unsere Verfahrungsweise in diesem Betreff bei weitem vor. Sie ist nicht allein mehr geeignet, die Tugend zu befördern, sondern auch den Umgang angenehmer und ungezwungener zu machen, und aus diesem Grunde, wenn auch aus keinem andern, gebietet unser Interesse, jene Klasse in ihrer Würde zu erhalten, deren Gegenstand allein genügt, um in jedem Zirkel wenigstens den äußeren Anstand zu behaupten.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, wie sehr dieser wichtige Einfluß in den höheren Zirkeln, welche immer den niederen ein Vorbild sein werden, zerstört werden würde, wenn man diese Klasse ihres Reichthums, ihres Ranges, und ihrer weltlichen Ehren beraubte. Es läßt sich allerdings nicht läugnen, daß ein Geistlicher, sei er Bischof oder Pfarrer, am Altar oder auf der Kanzel seinen Beruf erfüllen kann, wenn er auch zu einer bescheidenen Wohnung und einem einfachen Mahl zurückkehrt; er wird seine Pflichten zur vollkommenen Zufriedenheit der Reichen und Großen erfüllen können, wenn ihn auch Armuth verhindert, seine Stellung unter ihnen einzunehmen: aber er kann und wird nicht jene Wirkung auf die höhere Gesellschaft und jenen Einfluß auf die Moralität des Volkes ausüben, die eine geeignete weltliche Stellung und Macht bedingt.

Unter allen Schein-Gründen, die man in jetziger Zeit vorbringt, erfüllt mich kein einziger mit mehr Unwillen, als jener, der die Demuth der Kirche predigt. Wäre auch nur ein Schatten von Vernunft oder Logik in den Argumen-

ten, die man aus der Schrift für die Herabsetzung der Geistlichen ziehen will, so würden sie dahin führen, daß, nach dem Beispiel des großen Meisters, sie alle der Klasse von Tischlern und Fischern angehören müßten. Könnten wir glauben, daß die Gottheit sich nochmals den Menschen offenbaren wollte, so wäre es natürlich, die reiche Gabe unmittelbarer Begeisterung Denen zugetheilt zu sehen, die weder Gelehrsamkeit, Kenntnisse, Stolz noch Macht irgend einer Art hätten, um den Mittheilungen, die zu verbreiten einzig ihre Pflicht wäre, zu widerstreben, sie auslegen oder schwächen zu wollen. Aber da das ewige Wort Gottes einmal offenbart wurde, so folgt wohl nicht daraus, daß Diejenigen, welche sorgfältig in Allem unterrichtet wurden, was zu dessen Verbreitung dienen kann, von allen Menschenkindern einzig und allein immer für ein beschränkteres irdisches Dasein bestimmt sein sollen, um die Demuth des Erlösers nachzuahmen.

Ich weiß nicht, ob jene Schlußfolge mehr Unsinn oder mehr Gotteslästerung enthält. Es war eine Handlung der Demuth, daß die Gottheit ihren geheiligten Willen den Menschen selbst zu predigen übernahm, aber es gewährt

den Männern eine große Würde, die ihre Mitmenschen in diesem uns so offenbarten Gesetze unterrichten, und wo dieser Beruf gut erfüllt wird, da ist es eine der ersten Pflichten der Gläubigen, ihn mit solcher Ehre zu umgeben, als die Menschen schätzen und verstehen können. Wird Einer gefunden, der seinen hohen Beruf nicht gewissenhaft erfüllt, so möge er erniedrigt werden, wie er es verdient; aber so lange er ihn behauptet, so verweigere man ihm nicht die Stellung, nach der alle seine Mitbürger streben, unter dem Vorwande, ihn in Demuth erhalten zu wollen. Allerdings wird unsere so lange verehrte Kirche und ihre Geistlichen gedemüthigt, bis in den Staub gedemüthigt werden, wenn ihr Schicksal der Gnade Derer anheimfällt, die seit Kurzem sich es angemaßt haben, sie zu reformiren. Ich fühle oft eine Art von Unglauben, wenn ich die Verhandlungen des Unterhauses über diesen Gegenstand lese. Ich kann es mir kaum denken, daß die Majorität des englischen Parlaments sich blindlings durch unwissende, niedrig geborne Papisten zu einem solchen Ziel hinleiten läßt. Ich hoffe, wenn ich nach England zurückkehre, werde ich erwachen, und finden, daß es nicht so ist.

Und jetzt verzeihen Sie mir diese lange Digression; ich will Ihnen morgen über etwas recht wesentlich Französisches schreiben, um meinen Fehler wieder gut zu machen.

Fünfundfunfzigster Brief.

Die große Oper. — Deren ungeheure Ausgaben. — La juive. — Die vortreffliche Einrichtung der Scenerie.

Kann ich besser das Ihnen gestern gegebene Versprechen erfüllen, als indem ich Ihnen einen Brief über die große Oper schreibe? Giebt es irgend Etwas in der Welt, das so wesentlich französisch wäre, als dieses? Die hiesige komische Oper mag an andern Orten ihres Gleichen finden, wir haben unsere komische Oper, und Italien hat seine opera buffa, auch die italienische Oper kommt der in Haymarket vielleicht nicht ganz gleich: aber wo, außerhalb Paris, finden wir Etwas wie die académie royale de musique — le grand opera — l'opera par excellence? — Ich darf wohl antworten, nirgends.

Es ist ein Institut, dessen Ausgaben so ungeheuer sind, das, obgleich es häufiger besucht wird, als vielleicht irgend ein anderes Theater

in der Welt, es ohne Unterstützung der Regierung nicht bestehen könnte. Die außerordentliche Vorliebe für dieses Theater scheint unter den höhern Ständen ohne irgend eine Unterbrechung seit der Zeit Ludwigs XIV bis auf den heutigen Tag bestanden zu haben. Jener unsterbliche Monarch, dessen Wort ein Gesetz war, bewilligte zuerst für dieses Etablissement dem musikalischen Abbé Perrin ein Privilegium, das er jedoch bald zurücknahm, um es mit noch ausgedehnteren Befugnissen dem berühmten Lolli zu übertragen. In diesem letztern Document wird bestimmt, daß „tous gentilshommes et demoiselles puissent chanter aux dites pièces et représentations de notre dite Académie Royale sans que pour ça ils soient censés déroger au dit titre de noblesse et à leurs privilèges.“

Dieses war eine sonderbare Methode, um jene Anstalt über alle anderen ähnlicher Art zu erheben. Voltaire verfiel in die Uebertreibungen, die damals in dieser Beziehung Mode waren, indem er sich so ausspricht:

„Il faut se rendre à ce palais magique,
Où les beaux vers, la dance, la musique,
L'art de charmer les yeux par les couleurs,
L'art plus heureux de séduire les coeurs
De cent plaisirs font un plaisir unique.“

Aber bei allem dem ist es unbegreiflich, daß bei diesem Enthusiasmus, der mehr zu, als abnimmt, Jeder erklärt, er fühle sich in der großen Oper ennuyé à la mort.

Ich will damit nicht sagen, daß es mir unbegreiflich ist, weshalb sie sich ennuyiren — das begreife ich nur zu gut, aber nicht, weshalb sie dennoch in jeder Woche zwei bis dreimal hingehen.

Wenn der Besuch der Oper hier, so wie bei uns, eine Art von Kriterion der Liebe zu Musik und zu anderen schönen Künsten wäre, so könnte man dieses leichter begreifen, aber es ist dieses keineswegs der Fall, da die italienische und die komische Oper viel bessere Orchester haben. Auch der Styl und die Manier des Singens sind nicht zu loben. Wenn man sich einer deutschen oder italienischen Oper erinnert, während man die trockenen, schwerfälligen Recitative der Academie anhört, so wird man durch ein Gefühl der Ungeduld ergriffen, welches Diejenigen, die es nie empfunden haben, sich schwer vorstellen können.

Läßt man jedoch durch den Namen der Oper sich nicht täuschen, und geht nur in der Absicht in dieses großartige Theater, um die schönsten

Decorationen in der Welt zu sehen, so wird man wenigstens nicht ganz unbefriedigt bleiben, wenn man auch noch vor dem Ende der Darstellung der glänzenden Pracht herzlich müde wird. Ich führte Ihnen eben an, was Voltaire über die Oper sagte, als er entweder durch irgend ein ausgezeichnetes Talent, vielleicht durch das der Sophie Arnaud, begeistert war, oder aber sich der dermaligen Mode fügte; aber ich glaube, daß er es ernsthafter meinte, wenn er später sagt: L'opéra n'est qu'un rendez-vous publique, où l'on s'assemble à certains jours, sans trop savoir pourquoi: c'est une maison, où tout le monde va, quoiqu'on pense mal du maître et qu'il soit assez ennuyeux."

Jene kleine Phrase: „où tout le monde va" enthält, glaube ich, die einzige wahre Auflösung des Räthsels. „Der Mensch ist ein geselliger Thier," sagen die Philosophen, und so viele Tausende versammeln sich daher wohl nur, troß der triste musique, in Folge dieses wohlbekannten Natur-Gesetzes.

Daß die Decorationen und die Scenerie schön sind, erkenne ich in diesem Augenblick um so mehr an, als wir eben uns, oder vielmehr unsere Augen, an einem so glänzenden Schau-

spiel erfreut haben, als jemals ein Maschinist auf eine Bühne brachte. Diese prachtvolle Darstellung ist unter dem Namen: „die Jüdin,“ bekannt, aber man hätte sie lieber den Kardinal nennen sollen, denn keine geringere Person ist der Held des Stückes.

Herr Halevy ist der Komponist, und Herr Scribe der Verfasser der „paroles.“

Herr Scribe steht so hoch als dramatischer Schriftsteller, daß er wohl seinen Ruf etwas auf das Spiel setzen kann, ohne ihm sonderlich zu schaden; da aber die Académie royale durch den Schatz unterstützt wird, so mag wohl der Verfasser von „Bertrand et Raton“ auch für diese Bemühung hinreichend belohnt werden. Ich glaube jedoch, daß die Komposition dieses Stückes dem Dichter nicht viele schlaflose Nächte kostete, vielleicht erinnerte er sich an den vortrefflichen Spruch des Barbiers von Sevilla: „was nicht der Mühe werth ist, gesprochen zu werden, das singt man,“ und auf diese Weise können Verse, wie die folgenden, die sehr an die berühmte lilliputanische Ode in dem Bath guide erinnern, wohl füglich zur Musik verdammt werden.

„Fille cherie,
Près d'un père
Viens mourir;
Et pardonne
Quand il donne
La couronne
Du martyr;
Plus de plainte,
Vaine crainte,
Est éteinte
En mon coeur;
Saint délire!
Dieu m'inspire;
Et j'expire
Vainqueur."

Unglücklicherweise ist aber die Musik eben so wenig werth, als die Verse. Nur eine Stelle gefiel mir sehr, nämlich ein Chor des zweiten Aktes, in welchem die Juden, welche an dem Osterfest versammelt sind, Folgendes singen:

Oh! Dieu de nos pères!
Foi qui nous éclaires,
Parmi nous descends etc.

Dieses ist recht hübsch, aber es erinnert vielleicht zu sehr an den Dieu d'Israel in der Oper: „Joseph," von Mehul.

Aber trotz der Mangelhaftigkeit dieser Oper zieht sie jedesmal, des Glanzes wegen, mit dem sie dargestellt wird, Tausende von Zuhörern an

Zweimal versuchten wir, ohne uns vorher Plätze gesichert zu haben, hineinzukommen, und jedesma sagte man uns, daß selbst kein Raum für Herren zum Stehen mehr sei.

Unter dem Anziehenden, das sie für die Menge hat, befremdete mich, als zu einer Oper wenig gehörend, die Ausführung des Te Deum laudamus, und das Mitwirken der Truppe von Franconi.

Aber was auch der ursprüngliche Zweck dieses Instituts mit seinen Academien für Musik und Tanz und der Unterstützung, die der Staat ihm angedeihen ließ, gewesen sein mag, so beruht doch jetzt sein Ruhm fast ganz auf den Talenten der Familie Taglioni und der Herren décorateurs.

Ich habe manche schöne Darstellungen dieser Art in London gesehen, aber gewiß keine einzige, die mit dieser verglichen werden könnte. Einzelne Scenen, wie z. B. die des Maskenballs in Gustav, mögen auf den ersten Blick einer Scene in der Jüdin gleich kommen, aber die Vollkommenheit des Ganzen wird nicht erreicht. Ich erinnere mich, in einer Geschichte von Paris gelesen zu haben, daß man in Beziehung auf die Costüme der französischen Oper

so précieuse war, daß les trois Sultanes nicht dargestellt werden konnten, bis man aus Konstantinopel selbst die Anzüge erhalten hatte. Es scheinen Bemühungen derselben Art in Thätigkeit gesetzt worden zu sein, um die Erscheinung eines großen Theils des römischen Hofes, und des ganzen Hofes des Kaisers Sigismund comme il faut zu machen.

Aber trotz aller weiblichen Schwäche zu Gunsten von Sammt, Goldstickereien und Hermelin muß ich gestehen, daß diese Dinge, so wichtig sie sind, den magischen scenischen Effekt der Jüdin noch nicht ganz bewirken. Die Einrichtung und Bewegung der Scenerie war mir vollkommen neu. Die Koulissen sind verschwunden, eben so die Seitenscenerie, und was noch wichtiger ist, diese bewundernswerthe Mechaniker haben Mittel gefunden, jene Schatten über die Bühne fallen zu lassen, durch welche die Natur ihre herrlichsten Effekte erreicht, so daß die Augen, statt durch das reflektirte Licht verblendet zu werden, jetzt einer solchen Vermischung von Licht und Schatten sich erfreuen, wie man sie in guten Gemälden findet.

Wie dieses bewirkt wird, das weiß der Himmel. Ich bin überzeugt, daß es jetzt über, auf

und unter der Opernbühne mehr Dinge giebt, als irgend eine Philosophie, außer die eines Pariser Maschinisten, sich träumen läßt. In der ersten Scene der Jüdin erhebt sich eine ehrwürdige Kirche mitten auf der Bühne, einen so tiefen Schatten auf eine Seite werfend, als Notre Dame es nur könnte. In einer andern Scene erscheint die Hälfte der Bühne dem Auge wie versunken, und eine kleine Erhöhung bezeichnet das Ufer des Flusses.

Unsere Loge hatte eine sehr gute Lage, und war nicht weit von der Bühne entfernt, aber wir fanden es oft unmöglich, zu entscheiden, an welchem Punkte in verschiedenen Richtungen die Breter aufhörten, und die Scenerie begann. Auch die Zusammenstellung der Gruppen, in so kühner und pittoresker Mannichfaltigkeit, daß man hätte glauben können, Murillo selbst habe die Skizze dazu entworfen, war für uns ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung, und wären uns alle diese schönen Sachen in zwei, statt in fünf Akten vorgeführt worden, so würden wir gewiß zufrieden und in der besten Laune zurückgekehrt sein, aber fünf Akte hindurch nichts als solche Raritäten zu sehen, ist zu viel, deshalb langweilten wir uns zuletzt,

und sprachen von Gretry, Mehul Nicolo, und ich weiß nicht, von wem sonst noch.

Wir flüsterten uns in dieser Stimmung unsere Gefühle dann und wann gegenseitig zu, da wir glaubten, daß der eine fremde Herr, der sich mit uns in der Loge befand, unsere Sprache nicht verstehe. Darin täuschten wir uns jedoch gänzlich, denn obgleich er ein Français jusqu'aux ongles zu sein schien, so fanden wir doch, daß er gut englisch sprechen konnte, und er hatte die Gutmüthigkeit, uns dieses sehr höflich zn verstehen zu geben, bevor wir etwas zu sehr John Bullisches vorbringen konnten.

Glücklicherweise ergab es sich auch, daß wir in unseren Ansichten so sehr übereinstimmten, als seien wir Alle in demselben Kirchspiel geboren worden. Er bedauerte die Vernachlässigung der Musik in diesem Theater, das ihr ausschließlich gewidmet sein solle, sprach aber mit großer Begeisterung von der italienischen Oper und deren Ueberlegenheit. Dieses Theater ist zu meinem großen Leidwesen jetzt geschlossen, aber ich erinnere mich, daß ich vor sieben Jahren dieselbe Ansicht hatte.

Gewöhnlich glaubt man, weder die Engländer noch die Franzosen hätten eine eigene Na-

tionalmusik, und doch besitzen beide einige herrliche und vollkommene Originalarien. Ich will jedoch einem Urtheil nicht widersprechen, welches zu oft wiederholt worden ist, als daß man es nicht endlich als Wahrheit angenommen haben sollte. Trotz dieses Mangels einer Nationalmusik kann man jedoch nicht daran zweifeln, daß die Bewohner beider Länder diese Kunst sehr lieben. Sie bringen mehr Opfer, um gute Musik zu hören, als die glücklichen Deutschen und Italiener jemals aufwenden würden. Auch darf man wohl nicht nach dem jetzigen Styl der Darstellungen in der Akademie schließen, daß die Liebe zur Musik hier im Abnehmen ist. Die ungeheuren Kosten, welche man auf Dekorationen verwendet, und der daher entstehende Pomp und Glanz des Effektes würden hinreichen, um die Augen eines denkenderen Volkes, als die Pariser sind, zu fesseln und zu verblenden.

Aber dieses wird schwerlich von Dauer sein. Das französische Volk liebt wirklich gute Musik, und wird sie verlangen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Musik in dieser Akademie bald wieder vorherrschen wird, und wenn dann damit die jetzige Vollkommenheit der Dekora-

tionen vereinigt bleibt, so muß der Genuß um desto bezaubernder sein.

Ich glaube, daß die Franzosen uns im Allgemeinen nicht für so große Musikliebhaber halten, als sich selbst, aber mit aller Achtung für ihr Urtheil über solche Gegenstände, bin ich hier ganz verschiedener Ansicht. Wenn hat Frankreich jemals in seiner Hauptstadt oder außerhalb derselben einen solchen musikalischen Enthusiasmus gezeigt, als die Musikfeste in der Westminsterabtei und in Yörk hervorriefen?

Diese außerordentlichen Bestrebungen hatten nicht den Zweck, eine englische Musikschule hervorzurufen. Es waren keine Nationalkompositionen, die in den hohen Gewölben wiederklangen, aber es war englischer Geschmack, und englisches Gefühl, die neuerdings, sowie in früheren Zeiten, einen musikalischen Genuß veranstalteten, wie ich mich nicht erinnere, irgend wo anders mich desselben erfreut zu haben.

Ich zweifle auch, ob ein anderes Land ein musikalisches Institut von reinerem Geschmack aufzuweisen hat, als das unserer früheren großen Konzerte. Der Styl und die Manieren waren gänzlich national, wenn auch die vorgetragenen Kompositionen es nur theilweise sein

mochten, und ich glaube, Jeder, der diese Kunst aufrichtig liebt, muß anerkennen, daß ein Charakter in ihnen lag, der die ganze Nation gegen den Vorwurf eines Mangels an musikalischem Geschmack vertheidigen muß.

Es giebt einen Zweig der fröhlichen Wissenschaft, wenn ich sie so nennen darf, den ich immer in Frankreich zu finden hoffte, worin ich aber bis jetzt mich immer getäuscht fand, nämlich jene bescheidene Klasse wandernder Musiker. In Deutschland findet man deren sehr viele, und oft befriedigen sie das eigensinnigste Gehör, aber ich muß gestehen, daß, wenn ich in Frankreich einem wandernden Troubadour begegnete, ich nicht sehr in Versuchung gerieth, ihm zuzuhören. Ich will jedoch in dieser Beziehung uns selbst nicht sehr loben. Wenn wir den wandernden Minstrel unserer Heimath aber auch entfliehen, sobald ihre Töne unser Ohr erreichen, so geben wir doch Beweise unserer Neigung für die Musik bei Gelegenheit der mehr als gewöhnlichen Leistungen, die vor jedem Kaffeehause in London gehört werden können, wenn auf das Geräusch des Tages die Stunden der Erholung folgen. Man hat mich versichert, daß die umherziehen-

den Gesellschaften von Hornisten, die sich des Abends auf den Straßen Londons hören lassen, einer Einnahme sich erfreuen, die ein Theater das ganze Jahr durch zu behaupten vermöchte. Dieses kann nur einer natürlichen Neigung für die Musik zugeschrieben werden, denn die Mode trägt nichts dazu bei, wie es der Fall mit unseren theuren Opern ist; man hält es im Gegentheil für mauvais ton, diesen musikalischen Leistungen auf der Straße zuzuhöreen, und doch werden sie in einem Grade unterstützt, der deutlich das Nationalgefühl bezeichnet.

Habe ich Ihnen nun zu Ihrer Zufriedenheit bewiesen, daß wir, wenn auch keiner Nationalmusik, doch wenigstens eines nationellen Geschmacks für sie uns rühmen dürfen? —

Sechsundfunfzigster Brief.

Der Abbé Déguerry. — Seine Beredtsamkeit. — Die Bibliothek von St. Geneviève. — St. Etienne du Mont. — Das Pantheon.

Die schönste Predigt, die ich hörte, seit ich in Paris bin, und ich bin fast geneigt, zu glauben, die schönste, die ich irgendwo hörte, wurde gestern durch den Abbé Deguerry in St. Roch gehalten. Es war eine Rede, die auf alle christlichen Gemüther von jeder Sekte und Benennung berechnet war; sie hatte durchaus keine dogmatischen Beziehungen irgend einer Art, und es war gerade eine solche Predigt, wie man wünschen möchte, daß jeder soi-disant Ungläubige gezwungen würde, anzuhören, während die Blicke einer christlichen Versammlung auf ihn gerichtet seien. Es wäre ein wohlthuendes Gefühl, wenn man eine solche

Kreatur mitten in ihrer ohnmächtigen Arroganz erschüttert sähe.

Der Abbé Deguerry ist ein junger Mann, wie es scheint, noch unter dreißig Jahren, aber die Natur hat ihm ein Talent bewilligt, das gewöhnlich nur lange Jahre zur Vollkommenheit bringen. Seine Beredtsamkeit ist die der edelsten Art, denn sie ist mehr darauf berechnet, auf den Zuhörer Eindruck zu machen, als die Talente des Redners hervorzuheben. So leicht und fließend seine Perioden auch waren, so fühlte ich mich doch überzeugt, indem ich ihm zuhörte, daß ihr harmonischer Rhythmus nicht das Resultat des Studiums, sondern nur die unbewußt entstandene Wirkung eines feinen Ohres und einer wunderbaren Beherrschung der Sprache war. Er hatte seinen Gegenstand und seine Argumente gründlich und tief überdacht, aber sein Styl war ein Geschenk des Himmels.

Eine extemporirte Predigt ist mir immer als ein sehr mißliches Unternehmen erschienen. Jede Versammlung hat das Recht, von Jemand, der in seinem Beruf über Gegenstände der höchsten Wichtigkeit zu ihr redet, wohlüberdachte Gedanken, sorgfältig gewählte Ausdrücke, und gewissenhaft erwogene Argumente zu verlangen,

und das Talent, welches diesen Ansprüchen ohne gründliche Vorbereitung genügen kann, ist sehr selten. Indem ich aber dem Abbé Deguerry zuhörte, überzeugte ich mich, daß ein großes und eigenthümliches Talent in Verbindung mit frühzeitiger und fortgesetzter Uebung es einem Manne möglich machen könne, zu seinen Mitchristen zu sprechen, ohne seine Predigt aufgeschrieben zu haben, obgleich ich eigentlich sagen sollte, ohne sie der Versammlung vorzulesen, denn es ist kaum zu glauben, daß eine solche Komposition wirklich ganz ex tempore war.

Er verlor seinen Gegenstand, die Hülflosigkeit des Menschen ohne den Beistand des religiösen Glaubens, keinen Augenblick aus den Augen. Es war keine leere Wortfülle, keine Wiederholung, keine rhetorischen Phrasen, sondern es war die Stimme der Wahrheit in jener Sprache allgemeiner Beredtsamkeit, die auf alle Nationen und alle Glaubensgenossen ihren Eindruck nicht verfehlen kann.

Da ich seit Kurzem erst Flandern verlassen habe, wo der römisch-katholische Gottesdienst mit einer Pracht gefeiert wird, die deutlich dessen spanischen Ursprung bezeugt, so fällt mir um so mehr die Einfachheit des Kirchendienstes in

Paris auf. In Notre Dame fehlte allerdings nichts, was der erzbischöflichen Würde Glanz verleihen konnte, aber sonst fand ich überall weniger Pomp, als ich erwartet hatte; aber in keinem Punkt macht sich der Mangel an priesterlicher Würde in der Geistlichkeit von Paris mehr bemerklich, als in der äußeren Erscheinung der jungen Geistlichen, denen wir gelegentlich auf den Straßen von Paris begegnen. Die nach modernem Schnitt gehaltenen Haare, der einfache runde Hut, die Pantalons, und in einigen Fällen sogar die Stiefeln, lassen sie ihren Vorgängern so wenig als möglich ähnlich erscheinen. Sie sehen aber alle blühend und mit sich und der Welt zufrieden aus; man kann in ihren Zügen keine Spuren großer Enthaltsamkeit bemerken, und wenn sie wirklich einen Theil jeder Woche fasten, so können sie mit dem Vater Philipp sagen: „daß, was sie genießen, ihnen ganz vortrefflich bekommt. —

Wir haben heute morgen eine Excursion auf die andere Seite des Flusses gemacht, welches immer wie eine kleine Reise für uns ist, — weshalb weiß ich nicht, denn der Fluß ist nicht sehr breit, die Brücken sind nicht so lang, aber wäre nicht die Abbaye aux bois für uns so

anziehend, so würden wir uns selten auf das linke Ufer der Seine begeben.

Bei dieser Gelegenheit wollten wir die berühmte alte Bibliothek von Ste Geneviève in Folge der Einladung eines Herrn, der einer der Bibliothekare ist, besehen. Nichts kann interessanter sein, als eine Expedition dieser Art mit einem unterrichteten und höflichen Cicisbeo, der alle Gegenstände in einer solchen Sammlung kennt und geneigt ist, von seinem savoir so viel mitzutheilen, als die Zeit erlaubt, oder als nothwendig ist, um die Schätze einer Bibliothek oder eines Museums kennen zu lernen, die jeder Fremde, sei er auch an Neugierde so unschuldig, wie ein Engel, zu besuchen verpflichtet ist, bei Strafe, wenn er seine Abenteuer aufrichtig erzählt, von allen Freunden, die er zu Hause zurückließ, ausrufen zu hören: „was — das sahen Sie nicht? — Dann haben Sie nichts gesehen!" —

Ich würde mich gewiß nie diesem unangenehmen Vorwurf aussetzen, wenn ich immer einen so angenehmen Begleiter fände, als den, der uns veranlaßte, nach der königlichen Bibliothek von Ste Geneviève mit ihren hunderttausend Bänden zu steigen. Wenn ich dort stu-

diren müßte, so würde ich über die steile Höhe, die man nach diesem Tempel aller Art von Gelehrsamkeit zu erklimmen hat, sehr unzufrieden sein; hat man ihn aber einmal erreicht, so ist die stille Ruhe und die vollkommene Abschließung von dem ewigen Geräusch der großen Stadt, die ihn umgiebt, sehr entzückend.

Ich bedauerte, hören zu müssen, daß die Baufälligkeit dieses Tempels der Wissenschaften es nöthig machen wird, die bedeutende Sammlung, die er so lange aufbewahrte, irgend wo anders hinzubringen. Der Saal ist in der Gestalt eines Kreuzes mit einer Kuppel in dem Durchschnittspunkt, der mit Gemälden des ältern Restout geziert ist, erbaut. Obgleich der Saal nur niedrig ist, so liegt doch etwas, dem Auge sehr Wohlgefälliges in dessen Bauart und Einrichtung, etwas Mönchisches, aber nichts Düsteres, und zugleich bietet es eine wünschenswerthe Abgeschlossenheit und Ruhe dar.

Die Bibliothek scheint in vortrefflicher Ordnung gehalten zu werden, und die Benutzung derselben wird sehr liberal gestattet. Der reisende Gelehrte, der von seiner eigenen einsamen Studierstube entfernt ist, und der müßige Leser, der nur Unterhaltung sucht, können mit

derselben Leichtigkeit ihren Zweck erreichen, als die Studenten des Collegiums. Die Bibliothekare oder ihre Stellvertreter sind bereit, ihnen jedes Werk, das sie verlangen, mit der nicht unbilligen Bedingung verabfolgen zu lassen, daß der Leser die Person begleite, welche die gewünschten Bücher sucht, und ihr sie an den Ort tragen hilft, den er für seine Studien sich auserwählt hat.

Der lange Tisch in dem Saale war mit jungen Männern besetzt, die wirklich sehr ernsthaft mit ihren Studien beschäftigt zu sein schienen, und sich durch nichts stören ließen. In diesem Theil des Lokals wird jedoch ein strenges Stillschweigen anempfohlen, so daß selbst die Damen ihre Fragen und Bemerkungen aufschieben mußten, bis sie es verlassen hatten.

Nachdem wir uns Prachtausgaben seltener Werke u. s. w. angesehen hatten, führte uns unser Freund in einige kleinere Zimmer, in denen sich die Manuscripte befinden. Nachdem wir einige derselben bewundert hatten, wurde mir ein dünner, in Maroquin gebundener Band, der aussah, wie eine Sammlung von Lieblingswalzern für eine junge Dame, vorgelegt. Dieses war das Copirbuch des Dauphin, Vaters

des Herzogs von Burgund, und Großvaters Ludwigs XV.

Die Buchstaben waren offenbar mit großem Fleiß geschrieben. Jede Seite enthielt einen moralischen Lehrsatz, und alle waren mehr oder weniger anwendbar auf den fürstlichen Zögling. Einer derselben schien mir besonders nützlich für die jetzige Zeit, er lautete in großen Buchstaben:

Le moqueur de libelles.

Das überflüssige u war durch den Lehrer ausgestrichen worden; darauf folgten in sehr festen und deutlichen Buchstaben diese Zeilen:

Si de vos actions la satyre réjoue,
Feignez adroitement de ne la pas ouir,
Qui releve une injure, il semble qu'il l'avoue.
Qui la scait mépriser, la fait évanouir.
L. Louis Louis Louis Louis.

In einem dieser kleinen Zimmer hängt das Portrait einer Negerin in Nonnentracht. Es scheint ein sehr altes Gemälde zu sein, und unser Freund, Herr C—, erzählte uns, nach einer alten Legende solle es das Portrait einer Tochter der Maria, Königin von Schottland, sein, welche Tochter geboren worden sei, ehe die Königin Frankreich verließ, um sich nach Schottland zu begeben. Man kann sich kaum denken,

was eine solche scandalöse Erfindung veranlaßt haben kann, aber ich muß bezeugen, daß durchaus keine Wahrscheinlichkeit für sie spricht, denn man kann sich kein menschliches Antlitz denken, das weniger Familienähnlichkeit mit unserer liebenswürdigen und unglücklichen nordischen Königin hätte, als das dieser schwarzen häßlichen Nonne.

Von der Bibliothek von Ste Geneviève begaben wir uns unter derselben freundlichen Begleitung in die Kirche von St. Etienne du mont. Die Gallerien, welche, wie durch Magie, zwischen den Pfeilern des Chors schweben, und die Wendeltreppen, die zu ihnen führen, sind sehr bewundernswerth. Diese merkwürdige Kirche, deren innere und äußere Bauart ganz ungewöhnlich erscheint, ist in einigen ihrer Theile von hohem Alter, und wurde ursprünglich als eine Capelle für die alte Kirche von Ste Geneviève erbaut, welche dicht neben ihr stand, und von der noch ein hoher Thurm stehen blieb, der jetzt einen Theil des Collegiums bildet. Als Beweis der gänzlichen Abhängigkeit dieser hübschen kleinen Kirche von ihrem Muttergebäude hatte sie keine besondere Thüre, und der einzige Eingang zu ihr führte durch die große

Kirche. Diese Capelle wurde zu verschiedenen Zeiten vergrößert und verschönert, aber erst im sechszehnten Jahrhundert erhielt sie einen eigenen Eingang. Der berühmte Pascal liegt in dieser Kirche begraben.

Ich wollte meinen Kindern gern das Innere des schönen Gebäudes, welches, als ich es zuerst sah, das Pantheon, und als ich es zuletzt erblickte, Ste Geneviève genannt wurde, und das jetzt wieder der ganzen Welt, oder wenigstens dem Theil derselben, der glücklich genug war, Paris seit den unsterblichen Tagen zu besuchen, als das Pantheon bekannt ist.

Wir konnten jedoch unseren Zweck nicht erreichen, und es ist sehr möglich, daß, wenn wir wieder vor dem Gebäude stehen, es vielleicht nochmals als eine christliche Kirche benutzt wird. — Ainsi soit-il!

Siebenundfunfzigster Brief.

Petits Soupers. — Große Diners. — Die Gourmands. — Abendgesellschaften.

Wie sehr bedaure ich, daß die petits soupers in Paris nicht mehr Mode sind, und wie wenig können die glänzenden Diners diesen Verlust ersetzen! Für Diejenigen, die wirklich nur leben, um zu essen, und es mag deren Viele geben, ist das Wort Diner das Symbol des besten und vielleicht einzigen Segens der Erde. Ihnen bietet der langsame Fortschritt eines diner de quatre services nichts als Freude und Genuß, aber was ist es für Die, welche nur essen, um zu leben.

Ich kenne keine Gelegenheit, bei der die Ungerechtigkeit und Tyrannei so oft ausgeübt werden, als an einem Mittagstische. Es setzen

sich vielleicht zwanzig Personen zu einem Diner, von denen sechszehn gern nicht mehr essen möchten, als ihnen gut bekommt, aber der Amphitryon weiß, daß vier Personen gegenwärtig sind, die über seine Ragouts herfallen, wie die Harpyen über das Mahl des Phineus, und sie dürfen nicht gestört werden, weil sonst statt der Bewunderung sein Diner Tadel treffen würde.

Ein langweiliges Stück, auf das eine lange geräuschvolle Pantomine folgt, bis zu deren letzter Scene die Gesellschaft, in der man sich befindet, ausharren will — eine einschläfernde Predigt, wenn man sich gerade dem Prediger gegenüber gesetzt hat — eine Morgenvisite von einer Dame, die ihren Wagen abschickt, um ihre Knaben aus der Schule in Wimbleton holen zu lassen, und die mit freundlichem Geschwätz uns über ihre Mägde unterhält, bis der Wagen zurückkommt — alles dieses ist schwer zu ertragen, und schwer zu vermeiden; aber es läßt sich kaum mit den Leiden eines steifen, stattlichen Diners vergleichen, das drei Stunden dauert, wo man sich von nichts, als Speisen und Gerichten unterhält, und die einzige Abwechselung von diesem Gespräch darin

besteht, daß man sie genießt. — Wie kann man sich entfernen? — wie ist es möglich, eine Entschuldigung zu finden? — kann man mit glühenden Wangen eine Unpäßlichkeit vorschützen? noch weniger aber darf man die Wahrheit gestehen, und erklären, daß man lange Weile fühlt. In London sind die Klubbs, in Paris die Perigords und Verys und eine Menge Anderer, wo man ein besseres Diner finden kann, als in irgend einem Privathause, in dem die unglücklichen Theilnehmer oft, fast eben so gequält werden, als jene gefiederten Thiere Leiden erdulden müssen, um von ihnen die foie gras zu erhalten.

Glauben Sie jedoch nicht, daß ich im geringsten geneigt bin, Gleichgültigkeit oder Widerwillen gegen eine wohlbesetzte Tafel zu affectiren; im Gegentheil, ich glaube, daß die Stunden, in denen Sterbliche sich vereinigen, um sich zu erfrischen, ihre Kräfte zu erneuern, und die Lebensgeister anzuregen, ohne irgend eine Demüthigung des menschlichen Stolzes zu den glücklichsten Stunden des Lebens gerechnet werden können. Aber dieses gleicht eben so wenig den endlosen Aufforderungen eines répas de quatre services, als ein Werk in vier Bän-

den über die politische Oekonomie einem Epigramm in vier Zeilen über dessen Verfasser.

Wenn ich Ihnen eine nützliche Andeutung über diesen Gegenstand geben soll, so bin ich überzeugt, daß viele der ausgezeichnetsten Gourmands unserer Zeit in dieser Beziehung auf bedauernswerthe Irrthümer gerathen sind. Sie haben die Sache übertrieben. Ihr Zweck ist, den Appetit so viel als möglich zu erregen, um ihn so viel als möglich zu befriedigen, aber sie bedienen sich durchaus nicht dazu der geeigneten Mittel. Ich will jedoch hierbei nicht verweilen, weder Sie noch ich sind besonders für die glücklichen Erfolge der Theorien französischer oder englischer Gourmands interessirt; wir wollen es ihnen überlassen, wie sie ihren Zweck am besten erreichen.

Ich fühle mehr Theilnahme für Diejenigen, welche auf philosophische Weise sich der Güter erfreuen, die uns die Götter gewähren, und ich bedaure die Schwäche, welche manche von ihnen veranlaßt, einer Mode zu folgen, die mit allen ihren Begriffen über den wirklichen Genuß so sehr im Widerspruch steht, aber unglücklicher Weise ist es täglich für jeden Mann, der an einer fashionabeln Tafel sitzt, nothwen-

diger geworden, wie ein Koch zu sprechen. Sie scheinen ihren Zweck gänzlich aus den Augen zu verlieren. Dieses ist keineswegs der sicherste Weg, um die Ausbildung ihrer Gourmandise zu zeigen.

Ich glaube, daß in neun Fällen unter zehn diese Leidenschaft nur Affectation ist, und es scheint mir, daß mancher Mann, und besonders mancher junge Mann, sowohl in Paris als in London, es vorziehen würde, ein gutes Mittagsmahl von Hausmannskost zu halten, und dann sich Bewegung zu machen, statt Stunden lang zu sitzen, während Gerichte aller Art gebracht werden, die er zuletzt gern zurückweisen würde, wenn es nicht für schrecklich bourgeois gehalten würde, es zu gestehen.

Wenn aber Jemand diese Mode in allem Ernst mitmacht, welche empfindliche Strafe trifft ihn dann oft. Ich habe mehr als einen schlanken, eleganten jungen Mann, den Helden der Almacks und Gesellschaftszimmer, den Stolz der Parks, gesehen, der von Jahr zu Jahr wohlbeleibter wurde. Das klare, feurige Auge wurde trübe und matt, die glänzenden weißen Zähne veränderten sich sehr zu ihrem Nachtheil, und bevor die schönsten Jahre der Jugend vor-

über waren, sah man deren Blüthe schon verwelken, und dieses nur aus dem Grunde, weil er der Mode wegen jeden Tag noch einige Stunden lang Speisen zu sich nahm, nachdem er schon gesättigt war.

Es ist sehr zu bedauern, daß Jeder, der diese Laufbahn beginnt, nicht in Betracht zieht, was er durch sie gewinnen, und was er verlieren kann. Wenn dieses geschähe, so würden wir wahrscheinlich weit weniger theoretische Köche, aber viel mehr angenehme Gesellschafter haben.

Die Mode, große Gesellschaften zu versammeln, statt kleinere auszuwählen, ist für den wahren geselligen Genuß sehr schädlich. Diese Mode entsprang vielleicht zuerst aus der Eitelkeit schöner Damen, die der Welt zeigen wollten, daß sie so und so viele Freunde hätten, welche auf ihren Ruf zu kommen bereit wären. Da sich jetzt Alles darüber beklagt, von Whitechapel bis Belgrave-Square und von dem Faubourg St. Antoine bis zum Faubourg du Roule, so würde jetzt vielleicht dieser Gebrauch wieder aufhören, wenn nicht eine eigene Art von Oekonomie ihn unterstützte. — „Durch eine große Gesellschaft kann man so viele Flie-

gen mit einer Klappe schlagen," — sagte einst eine meiner Freundinnen zu ihrem Gemahl, „daß es eine Verschwendung ist, kleine Gesellschaften einzuladen." — Dieses ist nun schlimm genug, doch es ist wahr, aber wenigstens die Reichen könnten so viele Gesellschaft einladen, wie ihnen zusagte, und nicht mehr.

Wollten sie dabei noch die Mode feststellen, so wissen wir, daß es ihnen bald gelingen würde, und es würde dann bestimmt als mauvais ton gelten, doppelt so viel Personen einzuladen, als man Stühle hat.

Jetzt, nachdem die kleinen Gesellschaften, deren Molière in seiner école des femmes erwähnt, nicht mehr üblich sind, kommen die angenehmsten Abendgesellschaften dadurch zusammen, daß irgend eine Dame mehreren, besonders ausgewählten Personen die Anzeige macht, sie werde alle Wochen oder Monate während der saison an einem bestimmten Abend zu Hause sein. Damit ist die Sache eingeleitet, und an diesen Abenden findet sich ohne Ceremonie eine nicht zu große Gesellschaft ein. Es werden wenige Umstände gemacht, und die Taschenbücher und Portefeuilles in einem Zimmer, und vielleicht eine Harfe oder ein Piano-

forte in einem andern unterstützen die Unterhaltung in beiden, wenn es nothwendig sein sollte. Zuckerwasser, Eis, und andere erfrischende Getränke werden präsentirt, und die Gesellschaft bleibt selten bis nach Mitternacht zusammen.

Dieses ist gewiß bei weitem angenehmer, als größere und steifere Gesellschaften, aber ich bin nun einmal so sehr rococo, sehr zu bedauern, daß jene petits soupers nicht mehr stattfinden, auf denen alle männlichen und weiblichen beaux esprits von Paris zusammentreffen.

Ich hörte im vorigen Frühlinge in London, daß jetzt nur die parvenus in ihren Einkünften durch die stürmischen Zeiten nicht geschmälert seien. Ich hörte ferner einen unserer bedeutendsten Konditoren einer Dame, als sie wegen eines Soupers bei ihm Bestellungen machte, sagen, es liefen jetzt so wenige Aufträge ein, daß er mehrere Tischaufsätze, die er von Paris kommen lassen wollte, wieder abbestellt habe.

Da dieses der Fall ist, um wie viel leichter ließe sich jene drückende Mode wieder abschaffen. Armuth und die Klubbs machen diese kostbaren Diners gefährlich und zwecklos, aber sollen

deshalb Männer und Frauen sich nicht mehr um einen Speisetisch versammeln?

Ich habe oft gedacht, wenn ich eine große Dame wäre und über bedeutende Reichthümer zu gebieten hätte, so wollte ich versuchen, ob ich nicht von dem tyrannischen Joch der Mode uns befreien, und statt der langen Diners, die oft den Geist und den Geldbeutel zugleich Bankerott machen, jene schönste von allen Erfindungen für geselligen Genuß, eine wirkliche Abendtafel einführen könnte, nicht ein überladenes souper, sonders ein solches, das den Gästen mehr zusagen, und dem Wirth weniger Kosten veranlassen würde.

Denken Sie sich den Genuß, an einem Mahl zu sitzen, das weder von Ragouts aller Art dampft, noch unter jeder Schüssel dyspepsia verbirgt, und wo keine Bedienten umher stehen, und auf jedes Wort horchen, wo man sich der entzückenden Töne, die man eben in der Oper gehört hat, noch erinnert, statt auf Dornen zu sitzen, während man weiß, daß eben die Lieblings-Ouvertüre gespielt wird. Alles sollte kühl und erfrischend, wie Nektar und Ambrosia sein, und es sollte so viel Geist und

Witz sprudeln, als Engländer und Engländerinnen nur aufzubieten vermögen.

Bis dieser Versuch gemacht und mißlungen ist, werde ich nie zugeben, daß die Unterhaltungsgaben der Engländerinnen vollkommen geprüft und mangelhaft befunden worden sind. Der Witz des Merkur könnte durch ein langes Diner erdrückt werden, und müßte ein weibliches Wesen nicht ätherischer sein, als eine Peri, wenn so viele Gerichte ihren Geist nicht abstumpfen sollen? —

Die ganze Einrichtung erscheint mir sehr mangelhaft und tadelnswerth. Englische Damen mögen den Gesetzen der Mode sich so sehr unterwerfen, als sie wollen, so können sie doch nicht bis um acht Uhr des Abends ausdauern, ohne außer dem Frühstück noch Nahrung zu sich zu nehmen. Mit Einem Wort, sie speisen alle um zwei oder drei Uhr zu Mittag, ja manche von Denen, die mit den noch hungrigen Herren auf Diners zusammentreffen, haben vorher Kaffee oder Thee getrunken. Welche widerliche langweilige Farce wird also aus einem solchen Diner! —

Nun denken Sie sich aber einmal dagegen ein petit souper, wie Frau von Maintenon sie

früher veranstaltete. Man kann sich den Contrast nicht groß genug vorstellen. Sie dürfen aber nicht vor dem Wort souper erschrecken. Allerdings kann es nicht einladend sein, wenn man Abends von acht bis elf Uhr gespeiset hat, dann um zwölf Uhr wieder zum souper zu gehen.

Könnten wir aber Messieurs nos maîtres veranlassen, statt daß sie ihrer Gesundheit durch das lange Fasten vor dem Diner schaden, den Versuch zu wagen, um fünf Uhr zu Mittag zu speisen, und dann in den Gesellschaftszimmern sich angenehm zu machen, so würden sie in vierzehn Tagen wahrscheinlich mit dieser Veränderung sehr zufrieden sein, und überdies würde ihnen auch der Spiegel ein Kompliment darüber machen.

Aber ach! alles dieses sind nur eitle Speculationen, denn ich bin keine große Dame und kann nicht langweilige Diners in angenehme soupers verwandeln, wenn ich es auch noch so sehr wünsche.

Achtundfunfzigster Brief.

Hôpital des enfans trouvés. — Geschichte eines Findelkindes.

Wir haben das Findelhaus besucht. Ich hatte es schon vor einigen Jahren gesehen, aber der übrigen Gesellschaft war es noch unbekannt, und es ist allerdings wohl der Mühe werth, nach der rue d'enfer zu fahren. Unser gütiger Freund, der Doktor Mojon, der, beiläufig gesagt, einer der liebenswürdigsten Männer und geschicktesten Aerzte in Paris ist, führte uns dort ein, und seine Bekanntschaft machte es möglich, daß wir von Allem genau unterrichtet wurden. Aber ach! es scheint, als wenn jede Frage über diesen Gegenstand nur eine ungenügende Antwort hervorruft. Ich fürchte, daß, so bewundernswürdig auch die Ordnung ist, die in allen Zweigen dieses Instituts herrscht, es

nur eine zweideutige Wohlthat sein dürfte. Wenn sie darauf berechnet ist, wie es doch ohne Zweifel der Fall sein wird, dem unnatürlichen Verbrechen des Kindermordes vorzubeugen, so veranlaßt sie ein anderes, das eben so gehässig, und in seinen Resultaten vielleicht noch grausamer ist, nämlich ein Geschöpf zu verlassen, welches die Natur, wenn ihre Stimme nicht ganz erstickt ist, der Mutter theurer macht, als ihr Leben. Auch ist es betrübend, zu erfahren, daß der vierte Theil der unschuldigen Wesen, von denen täglich im Durchschnitt mehr als zwanzig hier aufgenommen werden, in dem ersten Jahr ihres Lebens sterben. Aber dieses ist vielleicht noch nicht das Schrecklichste. Eine der barmherzigen Schwestern, die in dem Hospital sind, sagte mir, als ich sie über die Erziehung der armen Kinder befragte, daß man sich nur um ihr Leben und ihre Gesundheit kümmere, daß sie durchaus keine Erziehung genössen, wenn nicht ein seltener glücklicher Zufall ihr Schicksal verändere, und daß sie im Allgemeinen verwahrloset aufwüchsen.

An zwei oder drei Tagen in der Woche kommen Bäuerinnen, um die Kinder in Empfang zu nehmen, die am Leben zu bleiben Hoffnung

geben, und sie nehmen sie mit auf das Land, oft in eine große Entfernung von Paris, theils der Geldentschädigung wegen, die sie erhalten, theils aber um die Kinder später für ihre ländlichen Arbeiten zu benutzen.

Es ist eine sonderbare Thatsache, daß während der Jahre, die unmittelbar auf die Revolution folgten, die Anzahl der in dem Hospital niedergelegten Kinder sich bedeutend verringerte, aber desto mehr von ihnen starben zu jener Zeit. Im Jahr 1797 z. B. wurden 3716 Kinder aufgenommen, von denen 3108 starben.

Ich habe vor Kurzem eine Geschichte gehört, von welcher ein in dieser Anstalt aufgenommenes Kind in gewisser Beziehung die Heldin ist, und da ich sie für interessant genug hielt, sie meinem Tagebuche einzuverleiben, so will ich sie Ihnen auch mittheilen. Die Geschichte begab sich unmittelbar nach der ersten Revolution, aber die politischen Ereignisse stehen mit ihr in keiner Beziehung.

Der Herr Graf von G— war ein Herr von ruhigem und stillem Temperament, den eine schwächliche Gesundheit bewogen hatte, den Dienst, den Hof und die Stadt zu verlassen. Er wohnte auf einem Schlosse in der Normandie, wo seine

Vorfahren vor ihm so harmlos lebten, daß sie wenig von den verwüstenden Folgen der Revolution litten. Die Nachbarn hatten das Eigenthum, statt es zu verletzen, beschützt, und im Jahr 1799, mit dem meine Geschichte beginnt, bewohnte der Graf mit seiner Gemahlin und einer kleinen Tochter den Sitz seiner Vorfahren so ruhig, als hätte er auf englischem Grund und Boden gestanden.

In jenem Jahre begab es sich, daß die Frau eines Bauern von seinem Gut, die schon zweimal eine Reise nach Paris gemacht hatte, um sich ein Pflegekind unter den enfans trouvés zu suchen, nochmals ein kleines Kind verlor, und sich wieder entschloß, dessen Stelle aus dem Findelhause zu ersetzen. Die arme Frau war sehr unglücklich, denn nicht allein hatte sie drei eigene Kinder verloren, sondern auch die beiden Pflegekinder waren gestorben.

Diesesmal aber versprach sie sich einen besseren Erfolg, denn die barmherzige Schwester versicherte ihr, als sie ihr jetzt wieder ein Kind übergab, sie müsse sich sehr täuschen, oder dieses werde gewiß am Leben bleiben. Auch täuschte sie sich nicht; die kleine Alexa, denn diesen Namen hatte man auf einem, an ihr Kleid ge-

hefteten Zettel gefunden, war in ihrem fünften Jahre so schön mit ihren großen blauen Augen und dunkelbraunen Locken, daß man eine Stunde um Pont St. Jacques von dem hübschen kleinen Mädchen sprach, und Herr und Madame von G— kamen nie mit ihrer kleinen Tochter bei der Hütte vorbei, ohne einzutreten und die kleine Alexa zu liebkosen.

Isabeau von G— war drei Jahre älter, als der kleine Findling, aber die beiden Kinder knüpften bald ein vertrauliches Verhältniß an. Die junge Erbin fühlte sich glücklich, die hübsche Alexa unter ihren Schutz zu nehmen, und das verlassene Mädchen war ihr dafür mit der innigsten Dankbarkeit ergeben.

An jedem Sonntag Abend versammelten sich die Bewohner des Dorfes unter einem großen Baum vor dem alten Gebäude mit einem kleinen Thurm an jeder Ecke, das man des Titels des Château Tourelles würdigte.

Auf der Bank, die diesen Baum umgab, nahmen die Alten Platz, die jungen Leute tanzten auf dem Rasen, und die Kinder spielten im Grase. Seit undenklichen Zeiten war es gebräuchlich, daß der Herr Graf und die Frau Gräfin bei diesen Gelegenheiten mit so vielen

Sprößlingen, als der Himmel sie gesegnet hatte, den gepflasterten Weg von dem Schlosse nach dem Baum, sobald die Glocke vier schlug, hinabkamen, und dort dreißig Minuten, und nicht länger verweilten, indem sie sich freundlich mit den Bauern und ihren Familien unterhielten.

Seit einigen Jahren hatte Mademoiselle Isabeau einen Gebrauch eingeführt, der die Zeit ihrer persönlichen Erscheinung um ein Sechstel abkürzte, denn kaum waren fünf Minuten verflossen, nachdem die kleine Gräfin den Baum erreicht hatte, als sie ihre kleine Hand der ihrer Mutter entzog, und sich zu der hübschen Alexa begab, die immer schon lange ihre schönen Augen nach dem Schloß gerichtet hatte. Die beiden Mädchen begaben sich darauf in das Spielzimmer der Gräfin, oder in den Garten, und wenn dieses jedesmal ein Fest für Isabeau wurde, so hatte es für Alexa noch mehr Werth. Sie lernte lesen, sie lernte eben so gut französisch sprechen, als Isabeau, oder ihre Pariser Gouvernante; sie bewunderte die Bücher und das Pianoforte, die Gemälde und die Blumen ihrer Beschützerin, aber unglücklicherweise lernte sie auch nichts mehr verachten, als die schmu-

tzige Hütte und die rauhe Stimme des père Gautier.

So ging es fort, bis Alexa ihr zehntes und Isabeau ihr dreizehntes Jahr erreicht hatte. Zu dieser Zeit wurden die Sommerabende oft durch die Thränen des Findlings getrübt, wenn sie ihrer Freundin ihr Herz eröffnete, und sich über die Leiden beklagte, die sie zu Hause erdulden mußte. Père Gautier grollte mehr, als je, und mère Françoise verlangte, daß sie die häuslichen Arbeiten verrichten solle, kurz, mit jedem Tage fühlte sie sich unglücklicher, und endlich gestand sie es ihrer Freundin, und fügte mit einer durch Seufzer unterdrückten Stimme hinzu: „daß sie wünsche — — daß sie wünsche — — todt zu sein.“

Sie saßen zusammen in dem Spielzimmer der jungen Erbin, welche nach diesem Geständniß einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versank. „Bleibe still sitzen, Alexa“ — sagte sie endlich — „bis ich zurückkomme,“ — und entfernte sich.

Alexa war so sehr gewohnt, Allem zu genügen, was ihre Freundin verlangte, daß sie ihren Platz nicht verließ, obgleich sie durch ein Fenster die Sonne hinter den Hügeln unterge-

hen sah, und endlich in der Dunkelheit allein saß. Es erschien ihr seltsam, die Nacht im Schloß zu bleiben, aber Mademoiselle Isabeau hatte ihr gesagt, sie solle sitzen bleiben, und es mußte Recht sein. Endlich aber wurde sie müde, ließ den Kopf auf die Lehne des Sopha sinken, zog darauf ihre kleinen Füße auf dasselbe, und fiel endlich in Schlaf. Meine Geschichte erzählt nicht, wie lange sie schlief, aber als sie erwachte, geschah es plötzlich, denn sie hörte die Stimme der Madame von G—, und der Schein mehrerer Lichter verblendete ihre Augen.

Isabeau drückte sie zärtlich an ihr Herz, und bedeckte sie mit Küssen, darauf sagte sie: „meine theure Alexa! Du sollst jetzt für immer meine Schwester sein! — Papa und Mama haben es gesagt, und Deine Pflegeeltern haben darin eingewilligt.“ —

Es ist nicht nöthig, zu wiederholen, wie alles dieses veranstaltet worden war, obgleich die dringenden Bitten der Tochter und die edelmüthige Nachgiebigkeit der Eltern eine recht hübsche Scene bildeten, wie ich sie beschreiben hörte; doch meine Geschichte darf nicht zu lang werden. Um dieses zu vermeiden, will ich jetzt sechs Jahre überspringen.

An einem schönen Morgen im Jahr 1811, als Isabeau und Alexa von einem Spaziergang zurückkehrten, fanden sie Frau von S— mit einem offenen Brief in der Hand, und in sehr aufgeregter Stimmung.

„Isabeau, mein theures Kind," — sagte sie — „der älteste Freund Deines Vaters, der Vicomte von C—, ist aus Spanien zurückgekehrt. Sie werden einen Monat in V— zubringen, und in diesem Briefe werden Dein Vater und ich ersucht, mit Dir sogleich dorthin zu kommen, denn sie waren in dem Hause, als Du geboren wurdest, und lieben Dich, wie ihr eigenes Kind. — Dein Vater bestellt schon eben die Pferde für morgen. Liebe Alexa, was wirst Du ohne uns beginnen?" —

„Kann nicht Alexa uns begleiten, Mama?" — fragte Isabeau.

„Dieses Mal nicht, meine Tochter, es sollen sehr viele Gäste in dem Schloß angekommen sein." —

„Oh, theure Isabeau, sei meinethalb außer Sorge, Du weißt, daß ich Fremde scheue, ich will Dir behülflich sein, Alles in Ordnung zu bringen."

Am nächsten Morgen fuhren sie ab, und

Alexa war zum erstenmal, seit sie in dem Schloß Tourelles wohnte, ohne Isabeau, und hatte keine andere Gefährtin, als ihre steife Gouvernante, aber sie ermuthigte sich, und erwartete ihre Rückkehr mit aller Geduld, die sie aufbieten konnte.

Nach vierzehn Tagen kehrte ihre Freundin zurück. Monsieur und Madame schienen parfaitement contents zu sein, und Alles kehrte in sein früheres Geleise zurück. Es waren jedoch wichtige Dinge während dieses Besuchs beschlossen worden. Der Vicomte von C— hatte einen Sohn. Er ist der Held meiner Geschichte, stellen Sie sich ihn daher als eine sehr liebenswürdige Person in jeder Beziehung vor, und er war es auch in der That. Sein Vater hatte eine Verbindung zwischen ihm und Isabeau vorgeschlagen, und deren Eltern darin eingewilligt. Es wurde jedoch verabredet, daß die jungen Leute von diesem Entschluß erst in Kenntniß gesetzt werden sollten, wenn sie sich näher hätten kennen gelernt.

Die vierzehn Tage waren sehr angenehm zugebracht worden. An jedem Abend hatte man sich mit Tanzen und Musik unterhalten, Isabeau sang à ravir, aber da in dem Schloß drei

verheirathete Damen sich befanden, die leidenschaftliche Tänzerinnen waren, so hatte der junge Julius, der die Honneurs des Hauses machen mußte, nie Gelegenheit gefunden, mit Isabeau zu tanzen, als an dem letzten Abend.

Madame von G— fand jedoch, daß er Isabeau's Gesang mit Vergnügen angehört habe, und bemerkte auch ihrem Herrn Gemahl, es sei unmöglich, daß sie ihm nicht gefallen könnte.

Madame hatte ganz Recht — Julius fand ihre Tochter sehr schön; er hielt auch ihre Stimme für die einer Syrene, und glaubte, er könne ihr zuhören, bis er alles Andere in der Welt vergäße.

Damit meine Geschichte nicht zu lang werde, so will ich Ihnen nur gleich sagen, daß Isabeau sich in derselben Lage befand. Da aber ein junges Mädchen nirgends ihr Herz verschenken darf, bis sie gefragt wird, und in Frankreich nicht, bevor ihr Gemahl den höflichen Wunsch ausgesprochen hat, geliebt zu werden, indem er sie von dem Altar nach ihrem Wagen führt, so bemühete sich Isabeau, die Indiscretion ihrer Gefühle zu verbergen, und da sie nicht allein einen festen Charakter, sondern auch großes Zutrauen zu ihrer eigenen Kraft hatte, so glaubte

sie eine so wenig autorisirte Leidenschaft verbergen und überwinden zu können.

Nun war aber unglücklicherweise Julius von S— sehr romantisch, welches freilich wenige seiner Landsleute sind, aber er hatte sieben Jahre in Spanien zugebracht, wodurch dieses vielleicht einigermaßen entschuldigt wird. Auch war seine Erziehung fast ganz häuslich gewesen; er wußte wenig vom Leben, außer aus Büchern, und hatte es als das schrecklichste Unglück, das ihm begegnen könne, fürchten gelernt, sich in ein weibliches Wesen zu verlieben, oder gar es zu heirathen, das ihn nicht wieder liebe.

Nach der Abreise Isabeau's und ihrer Eltern deutete der Vicomte seinem Sohne an, die Höflichkeit erfordere einen Gegenbesuch bei der Familie G—, und da er und seine Gemahlin durch eine wirkliche oder angebliche Unpäßlichkeit un peu incommodés waren, so forderte er Julius auf, sich allein nach dem Schloß Tourelles zu begeben, und sie zu entschuldigen. Diese Aufforderung war von gewaltiger Wirkung auf Julius, aber es war nicht ganz ein Gefühl der Freude, denn er erinnerte sich, mit welcher Kälte Isabeau sich gegen ihn benommen hatte. Er nahm jedoch den Auftrag an, und

Julius von C— erschien zehn Tage nach der Rückkehr der Familie G— bei ihr. Der Graf und die Gräfin nahmen ihn, wie man sich wohl denken kann, sehr freundlich auf, Isabeau aber war zurückhaltend und kalt. Sie wurde etwas bleich, als er erschien, aber sie erröthete gleich darauf wieder, und der schüchterne Julius sah nichts als ihr Erröthen, bemerkte nur ihr gezwungenes Wesen und das kalte: „Bon jour, Monsieur Jules! — Alexa aber gerieth in das höchste Erstaunen. Wie kam es, daß Isabeau einen so schönen, liebenswürdigen jungen Mann gesehen, und ihr nie ein Wort davon gesagt hatte? — Isabeau mußte blind und ohne Gefühl sein. Dieses war der Eindruck, den Julius auf Alexa, die schöne, die leidenschaftliche Alexa, machte. Seit diesem Augenblick zeigten sich in dem Schloß Tourelles die seltsamsten Contraste. Alexa machte Isabeau ihre Kälte zum Vorwurf, und zuletzt wünschte sie, eben so gleichgültig sein zu können. Julius betete Isabeau an, aber jeder Tag befestigte ihn mehr in der Ueberzeugung, daß sie ihn nie lieben könne, und während Isabeau mit jeder Stunde in heftigerer Liebe für Julius entbrannte, war ihr dieses nur

ein Grund mehr, um die Flamme zu bekämpfen, die sie im Innern verzehrte.

Man konnte keinen größeren Contrast zwischen zwei Mädchen finden, als den dieser beiden jungen Freundinnen. Isabeau war die hübscheste kleine Brünette in Frankreich — et c'est beaucoup dire: Alexa war vielleicht die lieblichste Blondine in der Welt. Isabeau hatte eine Gewalt über ihre eigenen Leidenschaften, die in einer guten Sache sie selbst dem Tode hätte trotzen lassen; Alexa fühlte vielleicht eben so innig, als ihre Freundin, aber sie konnte diese Gefühle nicht verbergen.

Da dieses der Charakter und die Stellung der Parteien war, so werden Sie leicht den Erfolg vorhersehen können. Julius bemerkte bald die Leidenschaft, die er der jungen und schönen Alexa eingeflößt hatte, und sein Herz, durch die Zurückhaltung und Kälte Isabeau's verletzt, belohnte sie mit einer Dankbarkeit, die, wenn sie auch nicht Liebe war, doch leicht durch die beiden jungen Mädchen dafür gehalten werden konnte. Der arme Julius glaubte sich schon mit seiner Ehre verpflichtet, Hoffnungen zu erfüllen, die er nie zu erwecken beabsichtigt hatte. Er beschloß mehrere Mal, das Schloß

zu verlassen, und dessen liebenswürdige Bewohnerinnen nie wieder zu sehen, aber wenn er eine solche Absicht andeutete, so widersetzten sich ihr Herr und Madame von S— in einer Art, daß es unmöglich schien, auf ihr zu beharren. Die guten Aeltern waren immer noch vollkommen zufrieden; Isabeau war etwas bleich, aber reizender als jemals, und Julius Blicke waren so oft auf sie gerichtet, daß über seine Gefühle kein Zweifel obwalten konnte. Sie hatten Recht, aber ach! sie irrten sich auch; doch die Verhältnisse Alexa's ließen sie so wenig an die Möglichkeit einer Verbindung mit einem Herrn von so vornehmer Geburt glauben, daß sie in dieser Beziehung nicht die geringste Ahnung hatten.

Ungefähr drei Wochen waren auf diese Weise vergangen, als Isabeau, die deutlich Spuren des Leidens in dem schönen Gesicht des armen Julius bemerkte, beschloß, indem sie fest glaubte, er gräme sich, weil er nicht hoffen dürfe, die Einwilligung seines Vaters zu der Verbindung mit einem Findelkinde zu erhalten, alle möglichen Mittel aufzubieten, um seinen Wünschen förderlich zu sein.

Alexa hatte auf ihrer Brust ein Zeichen, das offenbar durch Schießpulver hervorgebracht war.

Ihre Pflegemutter, und wer es sonst gesehen hatte, erklärte es für einen mißlungenen Versuch von Jemand, der dort eine Zahl habe einätzen wollen, aber Isabeau hatte es oft untersucht, und jedesmal behauptet, es sei eine Grafenkrone. Bisher war es für beide junge Mädchen nur ein Gegenstand des Scherzes gewesen, jetzt aber beschäftigte sich Isabeau sehr damit. Sie erinnerte sich, gehört zu haben, daß, wenn ein Kind in dem Findelhause zu Paris niedergelegt wird, alle Kleider und Zeichen, die man bei ihm findet, aufbewahrt, und mit dem Tage der Aufnahme und dem Namen eingeschrieben werden, damit, wenn Nachforschungen in einer gewissen Zeit erfolgen, Auskunft gegeben werden kann. Isabeau wußte nicht, auf wie lange diese „gewisse Zeit" festgestellt sei, aber sie glaubte, es könnten nicht weniger als zwanzig Jahre sein, und in dieser Voraussetzung beschloß sie, eine Untersuchung zu veranstalten, aus der man wenigstens erfahren könne, ob noch besondere Zeichen mit Alexa niedergelegt worden seien, oder nicht.

Eines Morgens stand Isabeau, mit diesen Gedanken erfüllt, fast vor Tagesanbruch auf, und eilte durch den Garten zu der mère Fran=

çoise. Es währte einige Zeit, ehe sie der alten Frau ihren Zweck verständlich machen konnte, aber als es gelungen war, erklärte diese sich bereit, Alles für ihr liebes Kind, wie sie noch immer die schöne Alexa nannte, zu thun, was Mademoiselle wünsche.

Da Isabeau viele Mühe hatte, die mère Françoise in ihren Plan einzuweihen, so wird es besser sein, nicht ausführlich mitzutheilen, was sie verhandelten. Françoise willigte endlich ein, am nächsten Morgen nach Paris abzureisen, ohne irgend Jemand etwas davon zu sagen. Dieses Versprechen, das ihr durch eine schwere Börse abgenöthigt wurde, konnte sie um so leichter halten, als père Gautier schon seit einigen Jahren nicht mehr lebte.

Als Françoise in dem Findelhause ankam, verlangte sie „de la part d'une grande Dame" zu wissen, ob irgend ein Zeichen sich bei einem Kinde gefunden habe, das — rc. Zuerst antwortete man ihr, daß die Zeit für solche Nachforschungen bereits verstrichen sei, und sie wollte schon das Bureau verlassen, als ein alte barmherzige Schwester, die zufällig in einem Auftrage dort war, und ihr mit Theilnahme zugehört hatte, ihr sagte, es sei sonderbar genug,

daß zwei große Damen sich nach demselben Kinde erkundigen ließen. „Aber,“ fügte sie hinzu, „es kann jetzt doch Beiden nichts mehr helfen, denn das Kind starb, ehe es ein Jahr alt war.

„Starb?“ rief Françoise, „ich sah sie noch vor vier Tagen, und es giebt kein schöneres Mädchen unter der Sonne.“ —

Es folgten darauf Erörterungen, die jedoch noch keine genaue Auskunft gewährten, weil offenbar irgend ein Mißverständniß stattgefunden hatte, denn es ergab sich, daß ein Jahr, nachdem das Kind die Anstalt verlassen hatte, Erkundigungen nach einem hier ausgesetzten kleinen Mädchen mit dem ungewöhnlichen Namen Alexa angestellt worden, mit der Bemerkung, daß man mehrere Artikel beigelegt hätte, um die Wiedererkennung zu sichern. Den Personen, die diese Erkundigungen anstellten, wurde die Adresse an eine Bäuerin gegeben; diese sagte jedoch aus, das Kind, welches sie in der Anstalt erhalten habe, sei drei Monate darauf gestorben, doch sie konnte sich nicht erinnern, unter welchem Namen sie es erhalten habe, da sie es nach dem Kinde, welches sie verlor, Marie genannt hatte. Es ergab sich hieraus, daß man die beiden

Frauen, welche an demselben Tage ein kleines Mädchen mitnahmen, verwechselt haben mußte.

Es war jedoch leichter, den Irrthum einzusehen, als ihn zu verbessern. Es wurde sogleich von diesem Vorfall einem der Chefs der Anstalt Anzeige gemacht, welcher, nachdem er Alles versucht hatte, um die Spuren der Personen wieder aufzufinden, die früher nach einem Kinde, Namens Alexa, sich erkundigten, endlich an einen Mann gerieth, der oft in Aufträgen der Anstalt beschäftigt gewesen war, und sich erinnerte, um jene Zeit Briefe nach einem großen Hotel neben dem Elysée Bourbon gebracht zu haben.

Dieser Mann wurde dorthin begleitet, und fand das Haus wieder, nach welchem er früher geschickt worden war. Es wurde durch einen Engländer bewohnt, der mit einer Familie von zwölf Kindern gesegnet war, und den mit der Nachforschung beauftragten Herrn versicherte, er habe nicht allein nie eines seiner Kinder in dem Findelhause ausgesetzt, sondern er könne auch nicht die geringste Auskunft geben, ob einer der früheren Bewohner des Hauses es vielleicht gethan habe. Der würdige Herr begab sich zu dem Eigenthümer des Hotels; dieser hatte es

erst vor Kurzem gekauft; er ging zu dem Verkäufer; dieser war nur ein Agent; endlich aber entdeckte er durch unermüdliche Nachforschungen drei Tage darauf, daß ein russischer Herr von hohem Range, der jetzt, wie man glaubte, sich in St. Petersburg aufhielt, damals das Hotel bewohnt habe. Man erinnere sich seines Namens und Titels, und diese wurden mit einem Dokument, in welchem Alles angegeben war, was sich auf die Sache bezog, der mère Françoise eingehändigt, die, indem sie kaum wußte, ob ihre Sendung von Erfolg gewesen sei, oder nicht, nach einer Abwesenheit von zehn Tagen zu ihrer jungen Gebieterin zurückkehrte.

So sehr sich Isabeau freute, als sie vernahm, was sie nur als günstig betrachten konnte, bemächtigte sich doch ihrer ein schmerzliches Gefühl, indem sie sich erinnerte, welche Folgen die Entdeckungen, die sich ergeben könnten, für sie haben würden. Aber sie besiegte es, und verfolgte mit aller Ausdauer ihres Charakters ihren Zweck. Es war gewiß eine Erleichterung für sie, als Julius, nachdem er einen Monat sehr unglücklich in der Gesellschaft des Mädchens, das er anbetete, zugebracht hatte, sich entfernte. Die Aeltern waren noch immer ganz

zufrieden. Sie glaubten in einigen Tagen Briefe von dem jungen Manne zu erhalten, in denen er um ihre Tochter anhalten werde.

Alexa sah ihn mit traurigem Herzen abreisen, aber sie glaubte, er kehre nur zu seinem Vater zurück, um dessen Einwilligung zu ihrer Verbindung zu erlangen. Isabeau nährte ihre Hoffnungen, denn auch sie glaubte, der junge Mann liebe Alexa. Während dieser Zeit theilte Isabeau ihre Hoffnung, die Aeltern ihrer Freundin zu entdecken, keinem Menschen mit. Ein Tag nach dem andern verging, und Julius ließ nichts von sich hören. Alexa wurde immer unruhiger. Die Umstände ihrer Geburt, die mehr an ihrem Herzen nagte, als selbst ihre Freundin es ahnte, zeigten sich ihr jetzt in der schrecklichsten Gestalt. Sünde, Schande und Elend schienen ihr die einzige Mitgift, die sie zu erwarten habe, und sie brütete über diesem schrecklichen Gedanken, bis selbst die Liebe vor ihnen zurückwich, und nach einer schlaflosen Nacht beschloß sie, nie einem Gatten Schande zu bringen; sie beschloß, nie zu heirathen.

Als sie über diesen traurigen Gegenstand Isabeau ihr Herz eröffnete, und feierlichst ihren Beschluß wiederholte, sprengte ein mit Staub

bedeckter Kourier in den Hof des Schlosses. Isabeau errieth gleich die Wahrheit, aber sie konnte nur, indem sie die schöne Stirn ihrer Freundin küßte, die Worte vorbringen: „Fasse Muth, Alexa, du wirst endlich glücklich werden!" —

Noch ehe eine Erklärung dieser Worte verlangt werden konnte, hielt eine glänzende Reise-Equipage auf dem Hofe, und, wie es in allen solchen Fällen immer Styl ist, eine schöne Dame stieg aus, und ein Herr von fürstlichem Range, kurz, denn ich kann Ihnen nicht alle ihre Titel nennen, noch die Umstände mittheilen, die sie veranlaßt hatten, ihr einziges Kind in dem Findelhause auszusetzen: es erwies sich, daß Alexa die einzige und gesetzliche Erbin dieses edlen Paares war. Die Verwunderung und die Freude, und alles Das müssen Sie sich denken, aber die arme Isabeau — oh! wäre doch alles dieses Glück ihr gewährt worden, ehe sie Julius von C— kennen lernte.

Am nächsten Morgen, als Alexa, zwischen ihren Aeltern sitzend, ihnen Alles erzählte, was sie Isabeau verdanke, wurde die Thüre des Zimmers geöffnet, und der junge Julius trat ein. Dieses war der Augenblick, in welchem das

glückliche Mädchen erst den Werth von Allem, was sie gewonnen hatte, erkannte. Ihre Demüthigung war in Triumph verwandelt, aber Julius sah es nicht, er hörte nicht die hohen Titel und Würden ihres Vaters, die sie ihm mit freudigem Stolze vortrug, aber mit bewegter Stimme stammelte er: „Où donc est Isabeau?“ —

Alexa war zu glücklich, als daß sie diesen Mangel an Höflichkeit hätte beachten sollen; mit den Worten: „pardon, maman!“ verließ sie das Zimmer, um ihre Freundin aufzusuchen.

Julius war allerdings in einer wichtigen Absicht gekommen. Nachdem sein Vater vergebens einen Ausdruck seiner Gefühle über die reizende Braut, die er ihm bestimmte, erwartet hatte, theilte er ihm endlich seine Absicht mit, um zu entdecken, ob der junge Mann wirklich von Eis sei oder nicht. Ueber diesen Punkt erhielt er bald Aufklärung, denn die Nachricht brachte den schüchternen Liebhaber ganz außer sich, und der Vater hatte das Vergnügen, sich zu überzeugen, daß sein Sohn so verliebt sei, als er nur wünschen konnte. Was seine Besorgnisse und Zweifel betraf, so lächelte der erfahrene Vicomte darüber. „Laß sie Dich nur

sehen, so wie Du jetzt aussiehst, Julius," sagte der stolze Vater, „und sie wird ihren Aeltern gehorchen, dafür stehe ich Dir. Kehre zu ihr zurück, mein Sohn, und sei außer Sorgen." Mit einem fast so verzweifelten Muth, als jener, mit dem ein Mann das Blutgerüst betritt, beschloß Julius, diesem Rath zu folgen, und kam in dem Schloß Tourelles an, ohne auch nur einmal an die arme Alexa und ihre schönen Augen unterwegs gedacht zu haben; ja selbst, als er sie vor sich erblickte, war sein einziges Gefühl jenes der Ungeduld, daß der Augenblick, der über sein Schicksal zu entscheiden hatte, noch verzögert wurde.

Als Alexa die Thür öffnete, um ihre Freundin zu suchen, trat diese bereits ein, und sie kehrten zusammen zurück. Isabeau verlor, als sie unerwartet Julius erblickte, ihre Selbstbeherrschung, und sank erschöpft auf einen Stuhl nieder. In einem Augenblick lag er zu ihren Füßen. „Isabeau," rief er in einem feierlichen und leidenschaftlichen Ton — „Isabeau! ich bete Sie an — entscheiden Sie mein Schicksal in einem Wort — Isabeau, können Sie mich lieben?" —

Die edlen Fremden hatten bereits das Zim-

mer verlassen. Sie bemerkten, daß hier irgend Etwas zu erörtern sei, das ihrer Gegenwart nicht bedurfte. Sie wollten ihre Tochter mitnehmen, aber diese zögerte. „Einen Augenblick — und ich will Ihnen folgen," sagte sie. Darauf wendete sie sich an ihre Freundin mit den Worten: „Du liebst ihn, Isabeau, und ich war es, die Euch trennte!" — Sie fügte ihre Hände zusammen, neigte ihr Haupt über sie, und küßte Beide. — „Gott segne Dich für immer, meine Freundin — ich bin noch zu glücklich — glauben Sie mir, Julius — glaube mir, Isabeau — ich bin glücklich — oh, zu glücklich!" — Mit diesen Worten sanken ihre Arme zurück, mit denen sie Beide umschlungen hielt, und sie fiel ohnmächtig nieder.

Alexa sprach nie wieder. Sie athmete noch schwach wenige Stunden, und dann starb sie. Ihre Gefühle waren den Angriffen, denen sie zu widerstehen hatte, nicht gewachsen.

* *
*

Die Geschichte wurde mir fast wörtlich, wie ich sie Ihnen mittheilte, durch eine Dame erzählt, die mich versicherte, Sie wisse bestimmt, daß die Thatsachen sich wirklich ereignet hätten,

gestand jedoch, daß sie einiger Details sich nicht mehr genau erinnere, weshalb sie dieselben habe übergehen müssen. Wenn die Katastrophe wirklich wahr ist, so möchte es zweifelhaft sein, ob die arme Alexa vor Schmerz oder vor Freude starb.

Neunundfunfzigster Brief.

Der Riesenprozeß. — Die Gesellschaft der Menschenrechte. — Namen der Sectionen. — Anekdote von Lagrange. — Republikanische Gesetze.

Ich habe Ihnen seit langer Zeit nichts von dem Riesen-Prozeß mitgetheilt, aber glauben Sie deshalb nicht, daß wir etwa nichts mehr von ihm hören.

Es mögen vielleicht einige Ungesetzlichkeiten in der Form vorgekommen sein, die daraus entstehen, daß es schwer ist, in einem Lande, welches so oft mit Revolutionen heimgesucht wurde, genau das Gesetzliche aufzufinden. Es ist jedoch einleuchtend, daß die Angeklagten, wenigstens mehrere derselben, nach ihrem eigenen Geständniß sich des Verbrechens des Hochverraths schuldig gemacht haben, und ich sehe daher nichts

Auffallendes darin, wenn man sie demgemäß behandelt.

Erst vor einigen Stunden habe ich erfahren, welche Zwecke alle die gleichzeitigen Aufstände im April 1834 hatten. Das Document, auf welches man mich eben aufmerksam machte, erschien, glaube ich, in allen Journalen, aber ich muß es damals übersehen haben. Ich will jedoch nicht voraussetzen, daß es Ihnen ebenso ergangen sei, und Ihnen deshalb nicht wiederholen, wie der Beweis geführt wurde, daß das ganze Unternehmen von der Gesellschaft der Menschenrechte ausging; sollten Sie jedoch auf die besondern Titel, welche das Central-Comité dieser Association der verschiedenen Sectionen gab, nicht geachtet haben, so will ich sie Ihnen hier abschreiben, oder vielmehr einen Theil derselben, denn sie sind zahlreich genug, um Ihre Geduld und auch die meinige zu erschöpfen, wenn ich sie alle mittheilen wollte. Unter ihnen finden sich folgende: Section Marat, Section Robespierre, Section quatre vingt treize, Section des Jacobins, Section de guerre aux châteaux, Abolition de la Propriéte — Mort aux Tyrans — Des piques — Canon d'alarme — Tocsin — Barricade St. Méri, — und eine, die im pro-

phetischen Sinn benannt wurde Section de l'insurrection de Lyon. Diese Namen sprechen deutlich genug aus, welche Art von Reform jene Männer für Frankreich vorbereiteten, und ich glaube nicht, daß die Verurtheilung der Mitglieder solcher geheimen Gesellschaften, die mit den Waffen in der Hand in offener Rebellion gegen die bestehende Regierung ergriffen wurden, als eine Handlung der Tyrannei betrachtet werden kann. Das Seltsamste ist, wenn diese Männer sich einbilden, ihre Weigerung, sich zu vertheidigen, oder, wie sie es zu nennen belieben, an den Verhandlungen Theil zu nehmen, sei ein hinlänglicher Grund, um ihren Prozeß nicht fortzusetzen. Diese Personen wurden mit den Waffen in der Hand, ihre Mitbürger zur Widersetzlichkeit anreizend, ergriffen, aber weil sie nicht antworten wollen, so bezeichnen sie die Richter als Ungeheuer und Mörder.

Wenn ihnen diese Taktik gelingt, so wird die Mode bald um sich greifen. Welcher Mörder würde nicht gern der Nothwendigkeit sich entziehen, für sein Verbrechen Rede zu stehen? —

Der Kunstgriff ist gut berechnet, und der Ernst, mit dem man über ihn spricht, wenigstens in gewissen Kreisen, gewährt einen schla-

genden Beweis dafür, welche Verwirrung entsteht, wenn eine Nation, die sich viel mit Politik beschäftigt, keine festen und bestimmten Gesetze hat.

Nie ward der Revolution und Anarchie eine lehrreichere Schule eröffnet, als jetzt. Kein Beobachter, der durch Parteiansichten oder persönliche Gefühle irgend einer Art nicht geblendet wird, kann läugnen, daß die Regierung Ludwig Philipp's unter diesen Umständen sehr muthig, weise, und gerecht handelt, aber ebenso kann man nicht verkennen, wie sehr die revolutionairen Gefühle der gesetzlichen Gewalt den Vorwurf der Tyrannei zu machen geneigt sind. Dieses ist immer unvermeidlich, wenn noch eine Hoffnung besteht, daß die Regierung keine dauernde sein werde.

Es können neue Erschütterungen eintreten, aber zuletzt muß eine feste Hand sich des Ruders bemächtigen, die das Staatsschiff sicher leiten wird. Es vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht einen Beweis der vermehrten Stärke von Seiten der jetzigen Regierung Frankreichs vernehme, und obgleich ich weit entfernt bin, die öffentlichen Handlungen zu billigen, welche der jetzigen Dynastie ihre Gewalt gewährten, so

muß ich doch die Geschicklichkeit bewundern, mit der sie behauptet wird.

Dieses Beispiel kann jedoch den legitimen Monarchen, die noch auf den Thronen ihrer Vorväter sitzen, von keinem großen Nutzen sein. Kein legitimer Souverain, der nur die Macht besitzt, welche alte Gesetze und Gewohnheiten ihm gewähren, dürfte so Etwas wagen. Nur ein, in einer Rebellion gewählter König ist fähig, Rebellen zu regieren, und es ist ein Glück für die jeunes gens in Frankreich, daß sie einen Fürsten haben, der weder ein parvenu, noch ein Krieger ist. Der Erste würde den Ruhm des Landes wenig achten, und der Letztere, statt jene Rebellen vor den Pairshof zu verweisen, hätte sie vor ein Kriegsgericht gestellt, und die Unruhigsten unter ihnen ohne weiteres erschießen lassen.

Es spricht allerdings Vieles zu Gunsten der jetzigen Regierung. Der Thron ist mit weisen und muthigen Männern umgeben, und das empörende Benehmen seiner Feinde kann ihm nur zum Vortheil gereichen.

Es ist leicht, in den Journalen und in allen periodischen Blättern, die man bis jetzt als von der Opposition ausgehend betrachtete, zu bemer-

ken, daß sie nach und nach den Umständen sich fügen. Versöhnende Worte suchen die Parteien zu vereinigen, und je lauter die Rebellen ihr Geschrei erheben, desto fester schließt sich der Phalanx zusammen, auf dem die wahre Kraft des Landes beruht.

Die Franzosen sind im Allgemeinen zu dem Bewußtsein gelangt, welches Sheridan so kräftig ausspricht, indem er sagt: „Der Altar der Freiheit ist mit Blut und mit Schmutz befleckt worden," — und sie sind geneigt, sich nach anderen Altären umzusehen.

In England ist man der Politik überdrüßig, aber auch in Frankreich. Es ist derselbe Fall in Spanien, in Italien, in Deutschland und in Rußland. Die Ruhigen und friedlich Gesinnten sind der Verwirrung müde, in welche schlechte Menschen alle Elemente des geselligen Lebens gebracht haben. Das Chaos scheint zurückgekehrt zu sein, ein moralisches Chaos, weit schlimmer für das arme Thier, genannt Mensch, als irgend ein anderes, mit dem der Schweif eines Kometen drohen könnte. Ich versichere Ihnen, daß ich mich oft sehne, von Politik nichts mehr zu hören, um meine weiblichen Betrachtungen bescheideneren Gegenständen zuwenden zu kön-

nen, aber die Nothwendigkeit „de parler politique," scheint mich überall wie ein böser Geist zu verfolgen.

Ich denke mir oft, daß unter allen Revolutionen und Veränderungen, welche die Erde beunruhigt haben, keine so merkwürdig ist, als die Veränderung, die in dem Geiste der Unterhaltung seit den letzten dreißig Jahren erfolgte. Man gehe, wohin man wolle, jedes menschliche Wesen hält es für sein besonderes Geschäft, den politischen Zustand Europa's zu untersuchen.

Eine meiner Freundinnen trat vor einiger Zeit in ihr Kinderzimmer, und bemerkte auf dem Tisch ein Blatt der Westminster Quarterly Review.

„Was ist das, Betty?" — fragte sie.

„Es ist nur ein Buch, das mir Johann geliehen hat," — erwiederte das Mädchen.

„Du würdest besser thun, Betty," — entgegnete ihre Gebieterin — „Dich mit den Kindern zu beschäftigen, statt Bücher zu lesen, die Du nicht verstehen kannst." —

„Es stört mich nicht," — antwortete das junge Mädchen — „denn ich lese, während das Kind auf meinem Schooße schläft, und was das Verstehen betrifft, so habe ich deshalb keine

Sorge, denn Johann sagt, es sei jetzt die Pflicht, so Etwas zu verstehen.“ —

So sind wir denn politisch, und müssen politisch sein, denn Johann will es haben.

Ich will Ihnen jetzt noch eine kleine Anekdote über den Riesen-Prozeß mittheilen. Einer unserer Bekannten aus England war vor einigen Tagen in dem Pairshofe, als der Angeklagte Lagrange so wild und unruhig wurde, daß er entfernt werden mußte. Er hatte mit lauter Stimme, die offenbar darauf berechnet war, die Verhandlungen des Gerichts zu überschreien, eine aufregende, mit heftigen Bewegungen begleitete Anrede begonnen. Seine Mitangeklagten gaben ihm die unzweideutigsten Beweise des Beifalls und der Bewunderung, während die Richter vergebens sich bemühten, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen.

„Entfernt den Gefangenen Lagrange,“ — sagte endlich der Präsident, und die Wachen näherten sich ihm. Der Redner widerstrebte, fuhr jedoch mit seinen Phrasen fort.

„Ja,“ — rief er — „ja, meine Landsleute, wir sollen hier als Opfer fallen. — Stoßt Eure Dolche in unsere Herzen, Ihr Tyrannen! wir sind Eure Schlachtopfer! — Ja, verurtheilt

uns Alle zum Tode; wir sind bereit! — Fünfhundert französische Herzen sind bereit, sich" — —

Hier hielt er plötzlich inne, auch widersetzte er sich nicht länger. — Er hatte seine Mütze fallen lassen, die Mütze, die nicht allein bestimmt war, sein patriotisches Haupt zu bedecken, sondern in die er auch das geschriebene Produkt seiner Beredtsamkeit niedergelegt hatte, um es abzulesen. Vergebens suchte er nach der Mütze unter den Füßen der Umherstehenden, und der verlegene Redner ließ sich ganz ruhig abführen.

Der Herr, der mir diesen Vorfall erzählte, fügte hinzu, er habe desselben am folgenden Tage in den Journalen nicht erwähnt gefunden, und sich darüber gegen einen Freund ausgesprochen, der ebenfalls Zeuge des lächerlichen Ereignisses gewesen war.

Jener, ein Franzose, der mit den Kunstgriffen der freien Pressen vollkommen vertraut war, erwiederte, daß sich die Oppositions-Journale wohl hüten würden, über irgend Etwas, die April-Angeklagten betreffend, zu scherzen.

Ehe ich von diesen prevénus Abschied nehme, muß ich Ihnen noch einen Auszug aus einem merkwürdigen Werke mittheilen, das mir mein gütiger Freund, Herr J—, geliehen hat, und

in welchem die Gesetze der Republik verzeichnet sind. Ich fand unter ihnen Ordonnanzen, die tyrannischer sind, als je ein Despot sie erließ, um seine Mitmenschen aller bürgerlichen Rechte zu berauben, aber die, welche ich Ihnen mittheilen werde, steht in besonderer Beziehung zu der Frage, ob Angeklagte ihre Vertheidiger unter Nichtjuristen wählen dürfen, — eine Frage, die alle aufgeregten Geister in Paris in Feuer und Flammen gesetzt hat. Loi concernant le Tribunal Révolutionnaire du 22 Prairial, l'an deuxième de la République Française une et indivisible.

La loi donne pour défenseurs aux patriotes calomniés, (das Wort, Angeklagte, war zu hart für diese blutgierigen Patrioten), la loi donne pour défenseurs aux patriotes colomniés des jures patriotes. Elle n'en accorde point aux conspirateurs.

Was würden die Liberalen Europa's von dem König Ludwig Philipp gesagt haben, wenn er nach diesem Grundsatz gehandelt hätte? — Aber wie die Patrioten des Jahres II. der Republik dieses Prinzip auslegten, darüber wird wohl nur ein Republikaner Auskunft geben können.

Sechzigster Brief.

Memoiren des Herrn von Chateaubriand. — Die Vorlesungen in der Abbaye-aux-bois. — Bericht über dieselben in den französischen Journalen. — Einen Morgen in der Abbaye, um einen Theil dieser Memoiren vorlesen zu hören. — Der Besuch in Prag.

Wir waren seit Kurzem mehreremal in der Abbaye-aux-bois, und es wurde darüber gesprochen, ob es nicht möglich sei, daß wir einer Vorlesung der Memoiren des Herrn von Chateaubriand beiwohnen könnten.

Die Wohnung meiner liebenswürdigen Freundin und Landsmännin, der Miß Clarke, die ebenfalls in dieser Abbaye wohnt, war mehr als einmal die Scene dieser eifrigen Berathungen. Leider fanden die Vorlesungen für jetzt nicht statt, selbst der Herr, der vorgelesen hatte, war nicht in Paris. Aber was kann nicht freundliche Güte bewirken? — Madame Réca-

mier nahm sich meiner Sache an, und — mit Einem Wort, es wurde ein Tag bestimmt, an dem ich und meine Töchter sich dieses ersehnten Genusses erfreuen sollten.

Ehe ich Ihnen das Resultat mittheile, muß ich Ihnen Einiges über diese Memoiren berichten. Ihre Existenz ist in England bekannt genug, aber wohl nicht so, wenigstens nicht allgemein, der Umstand, daß sie bei Madame Récamier vor einem auserwählten Kreise der Freunde des edlen Verfassers vorgelesen wurden, und Sie können sich kaum vorstellen, welches außerordentliche Aufsehen dieses in der literarischen Welt von Paris machte, was um so merkwürdiger ist, da die politischen Ansichten des Herrn von Chateaubriand nicht die des Tages sind. Die Umstände, welche mit der Vorlesung jener Memoiren verknüpft sind, und die Wirkung, die sie auf das Publikum durch Mittheilungen Derer, die dabei gegenwärtig waren, hervorbrachten, sind in einem sehr interessanten Bande vereinigt worden, welcher Artikel aus den neuesten literarisch-periodischen Blättern Frankreichs enthält, von denen jeder den Lesern mittheilt, was man über die lectures de l'Abbaye erfahren konnte. Unter den so zusam-

mengestellten Artikeln werden alle politischen Parteien Frankreich repräsentirt, aber jede derselben huldigt dem hohen literarischen und politischen Ruf des Vicomte de Chateaubriand.

Herr Nisard hat eine Vorrede mit geistreichen Bemerkungen über diese Vorlesungen und über die Berichte, welche sie veranlaßten, geschrieben.

Es scheint, daß Herr von Chateaubriand von vielen Seiten dringend aufgefordert worden ist, diese Memoiren noch während seines Lebens erscheinen zu lassen, aber bis jetzt vergebens. In den Gründen, die er dafür angiebt, liegt sehr viel Rührendes und Wahres, aber man muß doch bedauern, daß man ein so interessantes Werk zu lesen nicht wünschen darf, ohne zugleich zu wünschen, daß einer der liebenswürdigsten Männer in der Welt sie verlasse. Alle, die in seiner Gesellschaft zugelassen werden, wünschen gewiß unter diesen Umständen von Herzen, nie mehr von diesen Memoiren zu sehen, als er selbst mitzutheilen für gut findet, aber das Publikum im Allgemeinen könnte dadurch veranlaßt werden, seinem Tode als einem wünschenswerthen Ereigniß entgegen zu sehen. Ich glaube, daß er trotz aller seiner

Gründe unrecht hat. Diejenigen, welche das ganze Werk, oder wenigstens einen großen Theil desselben gesehen haben, erklären es für das wichtigste und vollkommenste, das er geschrieben hat, und da es die interessanteste Periode der Geschichte umfaßt, und von einem Manne, der eine so ausgezeichnete Rolle in ihr spielte, geschrieben wurde, so können wir wohl nicht daran zweifeln.

Von allen Artikeln des Bandes: Lectures des Mémoires de Monsieur de Chateaubriand sind wohl die interessantesten, außer einigen Fragmenten aus den Memoiren selbst, die Vorrede des Herrn Nisard, und ein Auszug eines Aufsatzes aus der révue du midi von Herrn de Lavergne. Herr Nisard sagt unter andern:

„Seit vielen Jahren beschäftigt sich Herr von Chateaubriand mit seinen Memoiren in der Absicht, sie erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit zu übergeben. Als er Minister und Gesandter war, vergaß er die kleinen und die großen Tracasserien, indem er einige Seiten in seinem Lieblingswerke schrieb. — Dieses Buch hat Herr von Chateaubriand mit so großer Vorliebe geschrieben, und ist es nicht seltsam, daß er nicht

bei seinem Leben des Ruhmes sich erfreuen will, den es ihm unstreitig bringen würde?" —

Er berichtet darauf, in welcher Art die Vorlesungen anfingen, und fährt dann fort: „Diese Vorlesungen waren ein Triumph; — Diejenigen, welche ihnen beigewohnt hatten, erzählten es uns, und wir mußten bedauern, daß der Salon der Madame Récamier, dieser Frau, die durch ihren Geist und ihre Anmuth so berühmt wurde, nicht so groß sei, als die Ebene von Syrien. Die literarische Presse bat den berühmten Schriftsteller um einige Zeilen, die sie mit dem wärmsten Lobe begleitete; es gab einen Augenblick, in welchem die ganze Literatur sich nur mit einem Werke beschäftigte, das noch nicht erschienen war." —

Herr Nisard wohnte allerdings, wie er sagte, den Vorlesungen nicht bei, aber er gelangte zu einem, vielleicht noch wünschenswertheren Vorrecht, nämlich einen Theil dieses kostbaren Manuscripts in dem Studierzimmer des Verfassers lesen zu dürfen. Er giebt uns eine sehr interessante Schilderung von diesem Besuch.

„Ich wagte es, Herrn von Chateaubriand zu bitten, mich einige Stunden in seinem Portefeuille lesen zu lassen, während er schrieb oder

diktirte. — Er willigte ein. An dem bestimmten Tage ging ich nach der rue d'enfer; mein Herz klopfte ungestüm, ich bin noch jung genug, um innere Bewegungen zu fühlen, wenn mir eine solche Freude bevorsteht. Herr von Chateaubriand ließ sich sein Manuscript geben. Es sind drei große porte-feuilles; — ceux-là, nul ne les lui disputera. Weder die Revolutionen, noch die Launen der Könige können sie ihm entreißen."

„Er hatte die Güte, mir die Inhaltsanzeigen der Kapitel vorzulesen. — Welches sollte ich wählen, welchem den Vorzug geben? — Ich unterbrach ihn nicht, ich sagte nichts. — Endlich kam er an die Reise nach Prag. Ein unwillkürlicher Ausruf verrieth mich; — von der verbotenen Frucht war dieses der verbotenste Theil. — Ich bat ihn also um die Reise nach Prag; — Herr von Chateaubriand lächelte, und gab mir das Manuscript. — Ich erinnere mich mit einiger Eitelkeit dieser Umstände, wenn auch eine solche Gunst mich mehr glücklich als eitel machte, aber sie ist vielleicht die größte Belohnung, die ich bisher für einige literarische Leistungen erhielt, und deshalb wird man mir verzeihen, wenn ich stolz auf sie bin."

„Als ich das kostbare Manuscript hatte, setzte ich mich an den Tisch, und las mit großer Aufmerksamkeit. — Bisweilen, wenn ich an dem Ende der Kapitel über meine Blätter sah, bemerkte ich, wie der berühmte Schriftsteller, mit seiner mühsamen Revisionsarbeit beschäftigt, eine Phrase veränderte. Als ich zwei Stunden der herrlichsten Genüsse mich erfreut hatte, vom Lachen zum Weinen, und vom Weinen zum Lachen übergegangen war, und dem Dichter, dem Diplomaten, dem Reisenden, dem Pilger, dem Philosophen in seinen Gefühlen gefolgt war, stammelte ich Herrn von Chateaubriand einige Worte des Dankes." — Da ich selbst dieses bewundernswerthe morceau, die Reise nach Prag, vorlesen hörte, so kann ich behaupten, daß Herr Nisard keineswegs übertrieben hat.

„Was kann ich nun über diese Memoiren sagen?" — fährt er fort. „Ich glaube nicht, daß ich das Recht habe, das Geheimniß des Herrn von Chateaubriand zu verrathen, aber wer, der sein glorreiches Leben verfolgt hat, erräth nicht im voraus, wie interessant dieser Theil der Memoiren sein muß? — Wer weiß nicht, daß man für Jedermann hier die Wahrheit finden wird, milde für Diejenigen, die viel verloren

und gelitten haben, hart für die anmaßende Mittelmäßigkeit, die sich um Minister= und Gesandtschaftsstellen, um einen Thron streitet, der selbst Ehrenkreuze nicht mehr bewilligen kann. Wer erwartet nicht rührende Ergüsse über das Elend der Verbannung, über die verfallenen Paläste, in denen die Mitglieder unserer früheren königlichen Familie wohnen, über diese langen Gänge, die an jedem Ende, wie in einem Kloster, durch eine Lampe dürftig beleuchtet werden, über die Wachtstuben ohne Wachen, über die Vorzimmer ohne Stühle, über die wenigen Diener, von denen einer jetzt den Dienst versieht, welcher sonst deren zehn beschäftigte — und nach der Politik kommt die Poesie, nach den rührenden Beschreibungen, die heitern, feinen pikanten Bemerkungen, als ob der Reisende nicht den Abend vorher mit einem alten Könige gesprochen hätte, der sein Königreich verlor."

Ich habe Ihnen diese Stelle mitgetheilt, weil sie besser, als ich es vermöchte, einen Begriff von der bewundernswerthen Erzählung gewährt, die ich das Vergnügen hatte anzuhören. Herr Nisard sagt noch Vieles mit gleicher Wahrheit und Beredtsamkeit über dieselbe, ich will

Ihnen aber nur noch seine Schlußworte mittheilen.

„Das ist die Reise nach Prag! — ich war gerührt bis in das Innerste meines Herzens, ich weinte über die gefallene Legitimität, obgleich ich während meiner Jugend ihr feindlich gesinnt war.“ —

Ich habe Ihnen diese letzte Bemerkung mitgetheilt, damit ich Sie überzeuge, daß die durch das Werk des Herrn von Chateaubriand hervorgerufene Bewunderung keineswegs Parteigefühlen zuzuschreiben ist.

In der Revue de Paris vom Monat März 1834 findet sich ein sehr interessanter Artikel von Herrn Janin, welcher, wie ich glaube, bei den Vorlesungen gegenwärtig war. Dieser Herr berichtet, jedoch ohne eine Quelle anzugeben, daß englische Spekulanten das Werk bereits für den ungeheuren Preis von 25,000 Francs für jeden Band gekauft haben. Es besteht bereits aus zwölf Bänden, wodurch also der Preis auf 12000 Pfund Sterling steigt, eine sehr bedeutende Summe, selbst wenn die Acquisition gleich könnte gemacht werden. Da wir jedoch hoffen müssen, daß noch manche Jahre bis dahin vergehen, so ist diese Angabe wohl kaum glaublich.

Es läßt sich aber voraussehen, wie begierig man diese Memoiren lesen wird, wenn sie erscheinen. Herr Janin bemerkt, daß Herr von Chateaubriand, indem er glaubte, nur seine Memoiren zu schreiben, in der That die Geschichte seines Jahrhunderts geschrieben haben wird, und fügt hinzu, „woraus man vorhersagen kann, daß, wenn jemals eine Epoche dem Geschichtschreiber weniger zugänglich war, dennoch nie eine Epoche eine vollkommnere und besser geschriebene Geschichte haben wird, als die unserige. Man berücksichtige, daß, während Herr von Chateaubriand seine Memoiren schreibt, Herr von Talleyrand die seinigen auch komponirt. Herr von Chateaubriand und Herr von Talleyrand — dieselbe Epoche beschreibend, der Eine sie im poetischen und religiösen Sinn, der Andere im realen und politischen auffassend. — Der Eine, der Erbe Bossuets, das religiöse Prinzip behauptend, der Andere der Erbe Voltaires, der nie etwas Anderes als den Zweifel, diese große Gewißheit der Geschichte, anerkannt hat; — der Eine enthusiastisch, der Andere ironisch; — Dieser überall beredtsam, Jener nur in seinem Lehnstuhl am Feuer des Kamins; — Dieser mit Liebe für die Menschheit erfüllt,

Jener weniger Egoist, als man glaubt; — Dieser gut, Jener weniger böse, als er scheinen will; — Dieser in Sätzen und Sprüngen sich bewegend, Jener hinkend, aber doch überall zuerstankommend; — Dieser sich zeigend, wenn der Andere sich verbirgt, sprechend, wenn Jener schweigt, der Andere immer zur rechten Zeit erscheinend, den man überall findet, der Alles sieht, fast Alles weiß. — Der Eine allgemein bewundert und geliebt, der Andere nur von Schmeichlern, Verwandten und Dienern umgeben; — der Eine immer jung, der Andere immer alt. — Dieser immer besiegt, Jener immer Sieger; — der Eine der Märtyrer verlorner Interessen, der Andere der Held gewonnener. Dieser wird sterben, man weiß nicht wo; Jener als Fürst in seinem Hause mit einem Erzbischof an seinem Bett; der Eine als großer Schriftsteller anerkannt; der Andere ein großer Schriftsteller, ohne daß man es weiß. Dieser schrieb seine Memoiren, um sie seinen Freunden vorzulesen; der Andere, um sie ihnen zu verbergen; Dieser macht sie nicht öffentlich bekannt aus Laune, Jener weil sie erst acht Tage nach seinem Tode beendigt sein werden; der Eine hat von oben, und von weitem, der An-

dere von unten und in der Nähe gesehen; Dieser war der erste Edelmann der gleichzeitigen Geschichte, die er en habit et tout paré sah, Jener war deren Kammerdiener, und kennt alle ihre verborgenen Schwächen. — Den Einen nennt man Chateaubriand, den Anderen den Fürsten von Benevent. Dieses sind die beiden Männer, welche das neunzehnte Jahrhundert als seine strengsten Richter, als seine gefährlichsten Beurtheiler, als die beiden entgegengesetzten Geschichtschreiber, nach denen die Nachwelt es beurtheilen wird, zum Voraus bezeichnet." —

Diese Parallele ist, wenn auch lang, doch sehr geistreich, und wie man behauptet, aufrichtig.

Obgleich meine Auszüge aus diesem sehr interessanten, aber bis jetzt wenig bekannten Werke bereits länger geworden sind, als ich beabsichtigte, so muß ich Ihnen doch noch Einiges aus der Beschreibung des Herrn von Lavergne über die Scene in der alten Abbaye-aux-bois mittheilen; — eine Abtei, die beiläufig sei es gesagt, immer noch theilweise durch Nonnen bewohnt wird, und deren Garten sie allein benutzen, wenn auch ein Theil des großen Gebäudes ein Eigenthum der Madame Récamier ist.

„An einem der äußersten Enden von Paris findet man ein Gebäude von einfacher und strenger Architektur. Der Hof wird durch ein Gitter, auf dem sich ein Kreuz erhebt, geschlossen. In den Höfen, auf den Treppen, in den Gängen herrscht tiefe Ruhe, aber an diesem heiligen Ort findet man auch elegante Wohnungen, die mitunter durch das Geräusch der Welt belebt werden. Dieses Gebäude heißt l'abbaye-aux bois — ein Name, in welchem sich die Idee der tiefen Einsamkeit des Klosters und des Waldes vereinigt. In einer der Ecken dieses Gebäudes liegt ein Salon, den ich beschreiben will, denn er erscheint mir sehr oft in meinen Träumen. Sie kennen das Gemälde der Corinna von Gérard. — Corinna sitzt an dem Vorgebirge Misene auf einem Felsen, ihr schönes Haupt zum Himmel erhoben, den Arm mit der Leier zur Erde gesenkt; sie hat ihren Gesang beendigt, aber die Begeisterung leuchtet noch in ihren Blicken. Dieses Gemälde bedeckt ganz eine der Wände des Salons. Gegenüber ist das Kamin mit einem Spiegel, Kronleuchter und Blumen — von den beiden andern Wänden sieht man an der einen durch zwei Fenster in die einsamen Gärten der Abtei, die

andere ist fast ganz mit Bücherschränken besetzt. Hier und da sieht man elegante Meubles in graziöser Unordnung. Durch eine halb geöffnete Thüre sieht man in ein benachbartes Zimmer, und in einer Ecke steht eine Harfe.

„Wenn ich tausende von Jahren lebte, so würde ich nie etwas von dem vergessen, was ich dort sah. — Andere haben aus den Reisen ihrer Jugend großartige Landschaften oder Ruinen in der Erinnerung festgehalten; ich habe weder Griechenland gesehen u. s. w., aber dieser Salon Europas und des Jahrhunderts wurde mir geöffnet — dort athmet noch die glühende Begeisterung der Frau von Stael, dort erscheint der Phantasie der melancholische und bleiche Benjamin Constant; dort glaubt man noch die kräftige Stimme unseres großen Foy zu hören. Alle diese berühmten Todten umschweben noch ihre Freundin; denn dieses Zimmer ist das einer berühmten Frau, deren Namen man schon errathen hat. Trotz ihrer Bescheidenheit gehört Madame Récamier der Geschichte an, es ist einer jener schönen weiblichen Namen, die in der Krone einer großen Epoche wie Edelsteine glänzen. Durch ihre Schönheit die Welt bezaubernd, hat sie vielleicht noch mehr

durch die Grazien ihres Geistes und ihres Herzens sie entzückt. Während der größten Ereignisse durch Freundschaft mit den bedeutendsten Männern verbunden, hat sie alle Wechselfälle durchlebt, ohne das Gemeine und Unedle kennen zu lernen, und in ihrem ganz idealischen Leben war selbst die Verbannung kein Unglück. Wenn man sie jetzt so ruhig und so heiter sieht, sollte man sagen, die Stürme des Lebens hätten sie nie erreicht; sieht man sie so einfach und so wohlwollend, so sollte man sagen, ihre Berühmtheit sei nur ein Traum, und die stolzesten Männer Frankreichs hätten sich nie vor ihr gebeugt. Von Dichtern, von den Großen und dem Himmel geliebt, ist sie zugleich Laura, Eleonore und Beatrice, deren Namen Petrarca, Tasso und Dante unsterblich gemacht haben." —

„An einem Tage des letzten Februar war in dem Salon der Madame Récamier eine Gesellschaft versammelt, um eine Vorlesung anzuhören. Die Gesellschaft war nicht zahlreich, und es giebt keinem, durch Rang oder Genie noch so hoch gestellten Mann, der nicht stolz darauf gewesen wäre, an ihr Theil

zu nehmen. Neben einem Montmorency, einem Larochefaucauld und einem Hoailles, die Repräsentanten des alten französischen Adels, saßen ihre Ebenbürtigen durch den Adel des Talentes — diesen andern Zufall der Geburt — Saint-Beuve und Quinet; Gerbet und Dubois; Lenormand und Ampère, auch Sie waren dort, Ballanche.“ —

„Endlich erschien der Mann, dessen Namen ein solches Auditorium vereinigt hatte, und alle Häupter verbeugten sich — seine Stirn umwallte die Würde grauer Haare, aber seine lebhaften Augen erglänzten in jugendlicher Kraft. Er trug in der Hand, wie ein Pilger oder ein Soldat, ein in ein seidenes Schnupftuch gewickeltes Paquet. Diese Einfachheit schien mir bewundernswerth bei einer solchen Gelegenheit, denn dieser edle Greis war der Verfasser der Märtyrer, des génie du Christianisme, Renés — dieses Paquet enthielt die Memoiren des Herrn von Chateaubriand — aber welche traurige Gedanken erregten die ersten Worte: „Mémoires d'outre-tombe! — Préface testamentaire!“ —

* *
*

„Fahren Sie fort, Chateaubriand, ruhig an Ihrem Schweißtuch zu arbeiten. Es giebt heutigen Tages keine Ruhe, als die des letzten Schlafes, es giebt nichts Dauerndes, als den Tod! — Alter Diener der alten Monarchie! — Sie haben nicht ohne Rührung jene dunkeln Gänge des Hradschin besucht, in denen drei königliche Gespenster mit einer Schattenkrone auf dem Haupte sich bewegen. Sie haben die Hände dieses Greises und das Haupt dieses Kindes benetzt. — Arbeiten Sie an Ihrem Schweißtuch, Chateaubriand, und hüllen Sie sich in Ihren Ruhm; Ihre Unsterblichkeit ist ihnen sicher!“ —

Ich denke, meine theuere Freundin, Sie werden jetzt ermessen, welcher Genuß es war, und wie stolz wir darauf sein konnten, zu diesem geistigen Fest in der Abbaye-aux-bois eingeladen worden zu sein. Ich erinnere mich nie in jeder Beziehung jemals mehr befriedigt worden zu sein, als bei dieser Gelegenheit. Ich kann mit aller Wahrheit, wie Herr von Lavergne, sagen: „und wenn ich tausende von Jahren lebte, würde ich es nie vergessen.“ —

Auch die Wahl des morceau sagte mir sehr zu. Von der verbotenen Frucht hätte ich diesen

verbotensten Theil gewiß selbst gewählt. Die Reise des Herrn von Chateaubriand nach Prag bietet eine so interessante historische Scene dar, als man sich nur denken kann, und ich glaube, daß kein Schriftsteller, selbst Jean-Jacques und Sir Walter nicht ausgenommen, sie besser hätte erzählen können, mit mehr wahrem Gefühl und in einem so einfachen Styl, der aber dennoch mit aller Glut poetischer Phantasie und mit der Innigkeit des empfänglichsten Herzens belebt war. Es ist eine Galerie treuer Portraits, die er wie durch einen Zauber heraufbeschwört. Es ist jedoch keine mühselige Malerei; der große Effect der Gruppen, die er beschreibt, wurde durch die kühnen Pinselstriche eines Meisters hervorgebracht. Es war mir, als sähe ich das königliche Geschlecht vor mir und ich hätte sagen können, wie wenn man ein gut getroffenes Portrait sieht: „ich möchte darauf schwören, daß es ähnlich ist. — Manche Stellen machten einen tiefen Eindruck auf meine Phantasie und mein Gedächtniß, und ich glaube, daß ich Manches treuer wiederholen könnte, als ich mich dazu berufen glaube, so lange der edle Verfasser seine Memoiren dem Publikum nicht selbst mittheilt. Wir wurden so gerührt, daß

wir weinen mußten, und darauf erfreute uns wieder das herrliche Gemälde der jungen Prinzessin und ihres Bruders, das seine Feder nur so schildern konnte. Sie muß ein schönes und interessantes Wesen sein, deren Farben in früheren Tagen gewiß die stolzesten Ritter der Christenheit getragen haben würden. Aber das Ritterthum ist nicht nach der Mode des Tages, es ist nichts Positives, wie man sich ausdrückt, dabei zu gewinnen, und ich zweifle, ob es noch einen aufrichtigeren Anhänger hat, als den Herrn von Chateaubriand.

Die Gesellschaft, welche dieses Mal bei Madame Récamier versammelt war, überstieg, glaube ich, nicht siebenzehn Personen, mit Einschluß der Madame Récamier und des Herrn von Chateaubriand. Die meisten Mitglieder derselben hatten schon den frühern Vorlesungen beigewohnt. Die Herzogin von Larochefoucauld und Noailles und einige andere edle Damen befanden sich unter ihnen. Es erschien mir als ein Beweis, wie wenig das Genie einer Partei angehört, als ich eine Enkelin des Generals Lafayette eintreten sah. Ihr Gemahl soll der äußersten Linken angehören, aber ich bemerkte, daß die rührende Erzählung von dem Besuch

in Prag denselben Eindruck auf Beide machte, als auf uns Andere. Wer konnte sich auch dessen erwehren? — Diese Dame saß zwischen mir und Madame Récamier auf einem Sopha, Herr Ampère, der Vorleser, und Herr von Chateaubriand auf einem andern, so daß sich die ausdrucksvollsten Züge, die ich je sah, genau beobachten konnte. Mir gegenüber stand ein Herr, den ich mich sehr freute, kennen zu lernen, der berühmte Gérard, und bevor die Vorlesung begann, hatte ich das Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten. Er ist einer von Denen, der die Erwartungen nicht täuscht, die ein hoher Ruf immer erregt. Es wurde kein förmlicher Zirkel gebildet. — Die Damen rückten an das Sopha, unter dem Gemälde der Corinna, und die Herren stellten sich in Gruppen auf. Duftende Blumen erfüllten das Zimmer mit Wohlgerüchen. Die stillen Gärten der Abtei unter den Fenstern hielten uns fern von dem pariser Geräusch — mit Einem Wort, Alles war entzückend, und Sie werden es daher entschuldigen, wenn ich so lange bei dieser Schilderung verweilte.

Madame Tastu, welche ich die Mistreß Hemans Frankreichs nennen hörte, und die

mehreren Vorlesungen beiwohnte, hat ihren Dank mit einigen schönen Versen ausgesprochen, deren Schluß ich Ihnen noch mittheilen will:

„Ma tête
S'incline pour saisir jusques aux moindres sons,
Et mon genou se ploie à demi, quand je prête
Enchantée et muette
L'oreille à vos leçons!“

Einundsechzigster Brief.

Der Jardin des plantes. — La Salpetrière. — Anekdote. — Die Invaliden. — Der Dom.

Wir haben wieder einen Vormittag auf der andern Seite des Flusses zugebracht, und uns überzeugt, daß unsere zoologischen Gärten in mancher Beziehung dem berühmten Jardin des plantes nicht gleich kommen, in vieler Beziehung aber ihm überlegen sind.

Als Museum und Anstalt für Botaniker können wir unser neueres Institut mit dem von Paris nicht vergleichen, aber zoologisch ist es ihm bei weitem überlegen. Die Sammlung von Thieren ist wenigstens vollständiger und im besseren Zustande. Ich gestehe, daß ich den Parisern ihre schöne Giraffe beneide, aber was haben sie sonst in ihrem jardin des plantes aufzuweisen, das besser wäre, als wir es bei

uns finden? — Oh! England, wie ich einst einen Linnenhändler in seinem Laden ausrufen hörte, indem er glaubte, eine Stelle aus Byron zu citiren: — „O England, mit allen deinen Fehlern muß ich dich doch lieben!" — und ich theile diese Ansicht des Linnenhändlers, ich liebe so sehr diese Rasenplätze, diese Gebüsche, diese Gänge, die sich in einem Labyrinth verlieren. Alles dieses hat man in den zoologischen Gärten, aber nicht in dem Jardin des plantes, und deshalb gefallen mir die zoologischen Gärten besser.

Ueber die hiesigen Vorlesungen und den freien Zutritt zu ihnen dürfen wir freilich nichts sagen, meine Freundin — das ist nicht unsere force, und wenn die bourgeoisie so fortschreitet, und täglich mehr einsieht, wie bei ihren gewinnsüchtigen Nachbarn es schon längst der Fall ist, daß Regierungen und Individuen Alles zu ihrem Vortheil benutzen müssen,

„Car dans le siècle, où nous sommes,
On ne donne rien pour rien,"

wenn es so weit kommt, dann werden wir selbst in Paris keine Vorlesungen gratis mehr haben.

Nach dem Jardin des plantes besuchten wir jenes großartige Hospital, die Salpetrière.

Ich will Sie jedoch mit einer Beschreibung verschonen, und Ihnen nur eine kleine Anekdote mittheilen, die sich ereignete, als wir in den Hof blickten, in welchem die Blödsinnigen sich ergehen. Wenn ich auch nicht daran zweifle, daß Ursachen vorhanden sein mögen, die Unglücklichen in den verschiedenen Graden ihrer Krankheiten mit einander in Gesellschaft zu bringen, so hat doch dieser Anblick etwas sehr Peinliches für den Zuschauer.

Meine Neigung für das Schreckliche veranlaßte mich, an zwanzig Minuten zu beobachten, wie sie mit einander umgingen. Diejenigen, deren Verstandeskräfte noch nicht ganz zerrüttet waren, sahen mit einer Art von Triumph, und mit dem Bewußtsein der Ueberlegenheit auf die Uebrigen, und Einige schlugen ein wildes Gelächter über die heftigen Bewegungen Anderer auf; kurz, die ganze Scene machte einen unheimlichen Eindruck. Ein großes Mädchen, die blödsinnig zu sein schien, spielte den Andern Streiche, die ein Frauenzimmer, welches einige Autorität unter ihnen zu haben schien, zu verhindern suchte. Als es ihr nicht gleich gelang, ergriff sie das Mädchen am Arm und wollte

es in das Haus führen, welches aber, da Jene widerstrebte, nur mit vieler Mühe gelang.

„Welche schreckliche Grausamkeit!“ sagte eine Dame, die, so wie wir, die Patienten beobachtete. Eine alte Frau, die an Krücken ging, kam vorbei, und sagte zu der Fremden: „schreckliche Grausamkeit? — sie verhinderte sie nur, zu thun, was verboten ist. Wenn Sie den Auftrag hätten, sie zu bewachen, so würden Sie es für Ihre Pflicht halten, eben so zu handeln. Aber schreckliche Grausamkeit ist leicht gesagt, und klingt mitleidig, und Alle, die nicht wissen, was es heißt, zu regieren, halten es für eine Sünde und Schande, auf irgend eine Weise eine Autorität auszuüben.“ — Mit diesen Worten hinkte die Alte weiter, und gewährte mir die Ueberzeugung, daß es in der Salpetrière nicht blos Narren, sondern auch vernünftige Menschen giebt.

Von diesem Hospital machten wir einen weiten Weg zu einem andern, indem wir fast von der äußersten Westseite nach der äußersten Ostseite von Paris fuhren. Das Hotel der Invaliden war unser Ziel, und es bot uns einen sehr angenehmen Kontrast zu der Scene, die wir verlassen hatten. Wir waren schweig-

sam und melancholisch in der Salpetrière geworden, aber dieses interessante und edle Gebäude erheiterte uns wieder. Zwei von der Gesellschaft waren früher nie dort gewesen, und die Anderen bemüheten sich, ihnen Alles zu zeigen, was sie selbst früher schon gesehen hatten. Kein Ort kann besser berechnet sein, die Unterhaltung zu beleben. Es lassen sich so viele Vergleichungen zwischen unserm Greenwich und der Königin Elisabeth gegen Ludwig den Großen und die Invaliden anstellen. Dann hatten wir die Statue eines größeren Mannes, Napoleons. Ein Veteran war trotz eines hölzernen Beines, oder vielleicht nur eines Armes hinaufgestiegen, und hatte das immer noch geehrte Haupt mit einem frischen Lorbeerkranze geschmückt.

Die höflichen Verbeugungen eines ehrwürdigen Alten hielten uns auf, es wurde mit ihm geplaudert, bis er der Held seiner eigenen Erzählung ward, und bald wußten wir genau, wo er seine erste Wunde erhielt, welche Feldzüge er mitgemacht hatte, und vor Allem, welcher General den Segen eines alten Soldaten am meisten verdiente.

Diejenigen, welche in Frankreich solche Geschichten anhören, werden nie einen andern Na-

men, als den Napoleons vernehmen. Wir mögen von seinem grausamen Conscriptionen reden, so viel wir wollen, die einfache Thatsache, die Alles wieder gut machte, war, daß er durch seine Soldaten angebetet wurde, wenn er sich unter ihnen befand, und daß sein Andenken unter ihnen mit einer Begeisterung fortlebt, die in der Geschichte beispiellos ist. Schon der Ton der Stimmen, mit dem diese Veteranen den Namen „Napoleon" oder „der Kaiser" aussprechen, deutet hinlänglich an, was er ihnen war. Sie richten sich empor, wenn er genannt wird, und ihre Augen funkeln, wie die eines Schlachtrosses, das den Ton einer Trompete hört.

Trotz dieser Unterhaltungen aber vergaßen wir nicht den Hauptzweck eines Besuchs bei den Invaliden, das Innere des Domes. Dieses ist jedoch nur zu bestimmten Stunden zu sehen, und wir hatten es darin nicht gut getroffen. Um vier Uhr konnten wir erst Eintritt finden, und es war noch nicht drei Uhr. Wir wurden in den Saal und in die Küche geführt, und besahen uns auch einige von den kleinen Gärten, welche die Invaliden bearbeiten. In den meisten derselben fanden wir kleine Fi-

guren, ungefähr einen Fuß hoch, welche Napoleon vorstellten, und alle waren mit so viel Aufmerksamkeit und Würde aufgestellt, wie die schönsten Statuen in den Tuilerien.

Wenn der Geist Napoleons Paris noch umschweben darf, so wird er nicht die geräumigen Zimmer der Tuilerien aufsuchen, auch die jetzt so friedfertigen Rathschläge seiner einst so kriegerischen Marschälle würden ihm nicht sonderlich zusagen. Nein, wahrscheinlich wird sein Geist nur in der Gallerie des Louvre verweilen, einen Augenblick über der Statue des Platzes Vendome schweben, und die übrige Zeit, die ihm für seinen irdischen Besuch gestattet wird, unter seinen treuen Invaliden zubringen. Nur dort würde ihm ein Empfang, der ihm zusagen könnte. Allerdings spricht die ganze Nation gern von seiner Größe, aber es ist jetzt wenig Gemeinschaftliches zwischen ihr und ihrem frühern Kaiser.

Frankreich mit einer Charte, und Frankreich ohne dieselbe, ist lange nicht so sehr von einander verschieden, als das militairische Frankreich, und „la France bourgeoise et boursière.“ — Unter Napoleon war es der Typus glücklicher Kriege, unter Ludwig Philipp wird

es, denke ich, wenn die Republikaner es nicht verhindern, der des glücklichen Friedens — ein Schwert und eine Feder könnten das Sinnbild des einen — ein Webestuhl und ein Geldbeutel das des andern sein.

* * *

Aber noch immer war es nicht vier Uhr. Wir wurden eingeladen, in die Capelle zu treten, und wir beschlossen, auf den bequemen Bänken, die hier für die Veteranen angebracht sind, die bestimmte Stunde zu erwarten.

Hier beschäftigten wir uns damit, zu sehen, ob wir unter der Menge von eroberten Fahnen, die an den Wänden hingen, auch englische Farben entdecken könnten. Es ist kaum möglich, daß deren nicht hier sein sollten, aber es ist eine bestimmte Thatsache, daß trotz unserer genauen Bekanntschaft mit den Farben, die wir suchten, wir deren nicht entdecken konnten. Man sieht wohl eine zerrissene Reliquie, die der festen Faust eines Engländers entwunden sein könnte, aber das Stück von der Fahne ist so klein, daß man kaum unterscheiden kann, welche Farben es gehabt hat.

Indem wir keineswegs übel gelaunt, darüber, unsere Nationalbanner hier nicht finden zu können, die Zeit verplauderten, kam endlich der Führer an, der uns in den Dom begleiten wollte. Wir traten ein und wurden Alle durch ein Gefühl der Bewunderung ergriffen.

Ich war noch nicht in Rom, und weiß nicht, welchen Eindruck die St. Peterskirche auf mich machen wird. Ich denke mir, daß dort ein Gefühl des Erhabenen sich des Geistes bemächtigt, hier ist es ganz ein Gefühl der Schönheit und der Harmonie. Ich kenne nirgendwo etwas Aehnliches, das Pantheon ist mit aller seiner Majestät nur schwerfällig dagegen. Wenn der Dom der Invaliden auch keineswegs den Charakter religiöser Feierlichkeit anregt, und in dieser Beziehung weit unter dem Chor von Köln oder Kings College Chapel in Cambridge steht, so macht er doch eine größere Wirkung auf die Sinne, als jene. Ich glaube, daß dieses daher kommt, weil man hier keine Mannigfaltigkeit von Gegenständen sieht. Das goldene Tabernakel scheint die Einheit mehr zu vervollständigen, als zu zerstören. Wenn ich mir selbst ein Fest veranstalten dürfte, so

würde es darin bestehen, in diesem edlen marmornen Heiligthum ein Meisterwerk Händels oder Mozarts von einem großen und vollkommenen Orchester aufführen zu lassen.

Zweiundsechzigster Brief.

Ein Ausflug nach Montmorency. — Ein Rendezvous in der passage de Lorme. — St. Denis. — Das für Napoleon bestimmte Grab. — Die Hermitage. — Ein Diner im Grünen.

Schon vor mehr als vierzehn Tagen hatten wir mit einer sehr angenehmen Gesellschaft von zwanzig Personen verabredet, eine große Partie außerhalb Paris zu machen, und ein Diner im Grünen einzunehmen, aber es ist nicht leicht, einen Tag zu finden, an dem zwanzig Personen zugleich bereit und geneigt sind, eine solche Lustfahrt zu machen. Ein fester Wille kann jedoch Vieles überwinden. Die ganze Gesellschaft war entschlossen, Montmorency zu sehen, und in Montmorency sind wir denn auch gewesen. Dieser Tag gewährte uns viel Genuß, aber er war auch nicht ohne seine Unglücksfälle. Einer

derselben hätte uns fast den ganzen Plan vereitelt. Wir hatten uns unser allgemeines Rendezvous in der Galerie Delorme gegeben, und einer von der Gesellschaft hatte es übernommen, die Wagen dorthin zu bestellen. Um zehn Uhr kam der erste Theil der Gesellschaft an dem südlichen Ende der Galerie an, und nach und nach folgten auch die Anderen. Körbe wurden auf Körbe gestellt, und die Vorübergehenden lasen unsere Geschichte in diesen und unseren erwartungsvollen Blicken, mit denen wir den Weg hinabsahen, den die Wagen kommen mußten.

Welche Marter — jede Minute, jede Secunde hörten wir das Geräusch von Rädern, doch nur um uns zu täuschen; die Wagen fuhren vorbei, doch für uns kamen keine, und wir blieben in Statu quo, und sahen uns und unsere Körbe an.

Jetzt zeigte sich, wie immer bei großen und wichtigen Gelegenheiten, der wahre Charakter eines Jeden. Die Ausdauernden setzten sich auf die Körbe, entschlossen, lieber über sich spotten zu lassen, als ihr Vorhaben aufzugeben. Die Unentschiedenen und Aengstlichen trugen darauf an, zu Hause zu gehen, während Andere, immer noch durch die Hoffnung beseelt, lächelten,

und aus der Galerie hinausschauten, und wieder lächelten, wenn auch immer noch kein Wagen kam.

Ich glaube, diese Hoffnungen und dieses Lächeln retteten unsere Partie, denn die jungen Männer erklärten einstimmig, daß die Demoiselles nicht getäuscht werden sollten. Sie verabredeten sich, Wagen zu bestellen, und eilten schnell aus der Galerie, wo wir mit erneuertem Muth allen neugierigen Blicken Trotz boten.

Unser halbes Dutzend Adjutanten kehrten in einigen Minuten, jeder mit einem Wagen, triumphirend zurück, und die Galerie Delorme lag bald hinter uns.

Es ist ein Glück für Sie, daß wir keine voyage par mer und retour par terre zu machen haben, sonst würde meine Geschichte so lang werden, als die berühmte Expedition nach St. Cloud, wenn sie mit ihr auch in keiner andern Beziehung Aehnlichkeit hätte. Ich will keinen Band daraus machen, aber ich muß Ihnen sagen, daß wir in St. Denis anhielten.

Die Kirche ist schön, ein vollkommenes bijou der wahren gothischen Baukunst, und wir sahen sie auch unter sehr günstigen Umständen, denn weder eine Orgel, noch ein Altar, noch eine

Kanzel zogen das Auge von der großen und einfachen Schönheit der ursprünglichen Anlage ab. Die Restaurationen des Innern werden in wahrhaft königlichem Charakter und in vortrefflichem Geschmack ausgeführt. Mehrere Denkmäler, die früher unter dem Kaiserthum in den petits Augustins aufgestellt waren, wurden jetzt wieder hierher gebracht, und manche derselben sind sehr interessant. Nachdem wir die Kirche und ihre Sammlung alter und neuer Schätze besehen hatten, hielten wir einen Rath, ob wir noch Zeit hätten, in die Gewölbe hinabzusteigen. Die Meisten von der Gesellschaft stimmten darin überein, daß wir die Gelegenheit nicht versäumen dürften, „le Palais royal de la mort" zu besuchen, und wir ließen uns die eisernen Thore aufschließen. Hier unten zeigen sich die Folgen jenes kühnen Geistes der Veränderung, dem nichts heilig ist, noch auffallender, als oben in der Kirche. Alle königlichen Grabmäler, die man in Frankreich auffinden konnte, wurden in diesem großen Gewölbe zusammengebracht; wenn aber der Zuschauer weiter dringen will, als sein Blick ihm gestattet, und fragt, wo die sterblichen Ueberbleibsel eines jeden Monarchen liegen, so muß die Antwort, die er erhält, ihn

glauben lassen, der Staub der französischen Könige sei durch die Winde verweht worden. Nichts erschien mir seltsamer, als die naiveté, mit der unser Führer uns berichtete, unter allen diesen königlichen Grabmälern enthalte kein einziges ein Ueberbleibsel der Sterblichen, deren Andenken sie verewigen sollten.

Des guten Geschmacks und der poetischen Täuschung wegen sollten die Wächter des Grabmals der französischen Könige diese Wahrheit lieber verschweigen. Es ist unbegreiflich, wie schnell, als ich sie vernahm, der Eindruck der Ehrfurcht, mit dem mich die Nähe dieser berühmten Todten erfüllt hatte, verschwand.

Ich konnte mich nur mit einem Gefühl des Nationalstolzes an den Contrast erinnern, der zwischen hier und Westminster-Abtey und St. Georges Chapel stattfindet. Die Monumente dieser beiden königlichen Grabstätten sind eben so interessant für die Geschichte der Kunst, als für die unserer königlichen Dynastien, und kein peinliches Bewußtsein, daß sie entheiligt wurden, stört die Ehrfurcht, mit der wir die geheiligten Gräber betrachten.

Der interessanteste Gegenstand in den Gewölben von St. Denis ist das Thor des Ge-

wölbes, welches für Napoleon selbst bestimmt war. Man liest über ihm die Inschrift:

Içi reposent
Les dépouilles mortelles
De

Man sieht noch die massiven bronzenen Thore zu diesem Gewölbe, welches gerade unter dem Hochaltar liegt. Es enthält jetzt die Leichname Ludwigs XVIII. und des Herzogs von Berry.

In einem anderen Gewölbe, das durch eine Lampe erleuchtet wird, stehen zwei Särge mit den Ueberbleibseln der beiden letzten verstorbenen Prinzen aus dem königlichen Blut, aber ich vergaß ihre Namen. Als ich unsern Führer fragte, weshalb diese Särge hier ausgestellt seien, erwiederte er: „das ist immer so. — Sobald eine andere Leiche aus königlichem Geblüt ankommt, so wird derjenige dieser Särge, der zuerst beigesetzt wurde, in ein besonderes Gewölbe gebracht, aber zwei Särge müssen immer hier stehen." —

Wir kehrten zu dem Wagen zurück, und verfolgten unsere angenehme Fahrt. Der letzte Theil des Weges ist sehr interessant, und wir Alle gingen zu Fuß einen steilen Hügel hinan,

mehr um uns der schönen Aussicht und der gesunden frischen Luft zu erfreuen, als um es den Pferden leichter zu machen.

In dem berühmten Cheval blanc zu Montmorency angelangt (welches Zeichen, wie das Gerücht sagt, durch keinen geringeren Künstler, als Gerard gemalt sein soll, der in einer jugendlichen Wanderschaft mit seinem Freunde Isabey nach diesem romantischen Ort auf keine andere Weise seine Rechnung bezahlen konnte, als indem er für seinen Wirth ein Aushängeschild malte), verließen wir unsere Wagen, und suchten unter der Menge von Pferden und Eseln, die gesattelt und gezäumt vor der Thüre des Wirthshauses standen, zwanzig Thiere, nebst einem oder zwei Packeseln aus, um uns und unseren Proviant in den Wald zu bringen.

Aber welchen Tumult und welches Geräusch veranlaßte diese Auswahl! — Eine Menge von alten Frauen und von Knaben sprachen durcheinander: „Tenez, Madame, voilà mon ane! y-a-t-il une autre bête, comme la mienne? — Non, non, non, belles dames! — Ne le croyez pas, c'est la mienne qu'il vous faut — Et vous, monsieur — c'est un cheval, qui

vous manque, n'est-ce pas? en voilà un superbe."

Die Menge der alten heiseren Stimmen und der kreischenden jüngern machte einen Lärm, der die halbe Bevölkerung von Montmorency hervorrief, aber endlich waren wir versorgt; bevor wir jedoch an unser Diner im Grünen denken konnten, hatten wir eine Pilgerfahrt nach dem Altar anzustellen, dem diese Gegend ihren Ruhm verdankt. Bisher hatten wir nur an ihre Schönheit gedacht — wer kennt nicht die herrliche Scenerie im Montmorency? selbst ohne Rousseau's Andenken ist in diesen Hügeln und Thälern, diesen schattigen Hainen und blumigten Wiesen genug, was das Auge erfreuen, und den Geist erheitern kann.

Ein Tag, den man dem Geräusch, dem Staube und der Zerstreuung einer großen Stadt entzieht, ist immer angenehm, aber wenn man sich seiner in den schönsten Tagen des Maimonds erfreut, wenn jedes Blatt und jede Blüthe am üppigsten gedeiht, dann ist der Genuß vollkommen. Es ist, als sähe man ein neues Stück, wenn die Anzüge und Decorationen noch ganz neu und frisch sind, und nie kann der Geist in einer empfänglicheren Stimmung für die Ge-

danken sein, welche eine Scene, wie die Hermitage hervorrufen muß. Ich beabsichtige jedoch nicht, mich in schwärmerischen Gefühlen über Rousseau oder in Begeisterung über Gretry zu ergehen, obgleich beide dem Geiste sehr vergegenwärtigt werden durch die verschiedenen Andenken, die von ihnen in dem kleinen Zimmer, in welchem sie so viele Stunden zubrachten, aufbewahrt werden; aber es ist unmöglich, den kleinen, roh gearbeiteten Tisch, an dem der begabteste dieser beiden Männer die Héloise schrieb, oder das verstimmte Spinett zu sehen, an dem der beredtsame Träumer so oft seine Traurigkeit vergaß.

Unter dem Fenster dieses kleinen Zimmers, das nach dem Garten hinaus liegt, steht ein Rosenstock, den Rousseau selbst gepflanzt hat, und der, wie man uns sagte, schon Ableger genug für einen ganzen Wald von Rosen gab. Das Haus ist so düster und geschmacklos, als möglich, aber der Garten ist recht schön, und so hübsch eingerichtet, daß ich glaube, man hat ihn gelassen, wie er war.

Das Andenken an Gretry würde an einem andern Ort mehr Effect machen, als hier, wenigstens schien es mir so; doch die süßen No-

ten von: „O, Richard! o mon roi!“ glaubte ich zu hören, als ich seine alte Brille, und manche andere kleine häusliche Reliquien, die mit seinem Namen bezeichnet waren, erblickte, doch die rêveries du promeneur solitaire sind mehr werth, als alle Noten, die Grétry jemals schrieb.

In einer schattigen Ecke des Gartens steht eine Marmorsäule mit einer Inschrift, in welcher berichtet wird, Ihre Hoheit, die Herzogin von Berry habe die Hermitage besucht, und das Herz Grétry's, welches durch die Lütticher unrechtmäßiger Weise in Anspruch genommen werde, unter ihren erhabenen Schutz gestellt, weil er in Frankreich geboren worden sei. Ich konnte nicht erfahren, was dieses zu bedeuten habe, oder wo Ihre Hoheit das Herz des großen Componisten gefunden habe.

Wir hatten unsere Expedition wohl in Ueberlegung gezogen, da unstreitig Fasten und Anstrengung der Melancholie günstig ist, aber ich kann nicht sagen, daß ich, selbst mit dieser Hülfe, eine große Neigung dazu in unserer Gesellschaft bemerkte. Die Sentimentalität ist jetzt so gänzlich aus der Mode gekommen, daß viel Selbstverläugnung dazu gehört, vor zwanzig frohen Menschen sie zu zeigen. Ich vermißte jedoch einen

jungen Italiener seit der Zeit, da wir die Gränzen der Hermitage überschritten, und ich sah ihn erst wieder, als wir unsere Thiere bestiegen hatten, und schon auf dem Wege nach den wohlbekannten Kastanienbäumen waren, unter denen schon so manches al fresco Mal gehalten wurde. Er hatte eine Rose in der Hand, ich war überzeugt, sie sei von dem Rosenstock gepflückt, den der traurige Philosoph gepflanzt hatte, und er wenigstens hatte seinem Schatten Huldigung erzeigt.

Wir Anderen aber ließen Alles hinter uns, was wir auch in der Hermitage gefühlt haben mochten, und wohl nie betrat eine fröhlichere Gesellschaft den Wald von Montmorency. Als wir den Ort erreichten, den wir zu unserm salle-à-manger bestimmt hatten, stiegen wir von unseren verschiedenen Thieren ab, die sich im Grünen erfrischen durften, während die ganze Gesellschaft in jene glückliche Unordnung gerieth, die man nur auf einem Picnic finden kann. Ich habe viele Bemerkungen, von denen manche wirklich schwer zu widerlegen waren, über die Absurdität gehört, jede Bequemlichkeit aufzugeben, die für ein gutes Diner erforderlich ist, um dieses nothwendige Mahl ohne eine der-

selben zu sich zu nehmen. Wie kann man eine solche Handlung vertheidigen? — vielleicht durch nichts, außer dadurch, daß aus irgend einem unerklärlichen Grunde kein Diner während des ganzen Jahres, so glänzend und vortrefflich es auch sei, mit solcher Lust und Freude genossen wird, als das kalte Mahl, um das die Gäste, wie so viele Zigeuner, sich lagern, indem ihnen der Rasen als Tisch und ein Baum als Thronhimmel dient. Es ist seltsam, aber es ist wahr, und so lange Männer und Frauen in so guter Laune durch Umstände gerathen, von denen man erwarten sollte, daß sie das Gegentheil bewirken könnten, möchte nichts Besseres anzurathen sein, als ihnen ihre Freude zu gönnen.

Und so saßen wir denn auch wenigstens anderthalb Stunden auf dem Grase, uns wenig darum kümmernd, was der Weise dazu sagen möge. Die alten Frauen und die Knaben, die uns begleitet hatten, saßen in gebührender Entfernung, und aßen mit eben so vielem Appetit, und waren eben so munter, als wir, während unsere Thiere, die man durch die Oeffnungen des Gebüsches grasen sah, die Composition unseres ländlichen Festes vollendeten.

Endlich erfolgte das Signal zum Aufstehen, und in einem Augenblick war Alles auf den Beinen. Die Pferde und die Esel wurden wieder bestiegen. Es wurde jetzt Rath gehalten, wohin wir uns wenden sollten. Mehrere Waldwege zeigten sich so einladend in allen Richtungen, daß die Wahl schwer wurde. „Wir wollen Alle wieder nach zwei Stunden in dem Cheval blanc zusammentreffen," — sagte Einer von der Gesellschaft. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und wir vertheilten uns, um die Zeit unserer Freiheit und die frische Luft möglichst zu benutzen.

Ich war sehr in Versuchung, mich gleich nach Eaubonne zu begeben. Wenn ich auch gestehe, daß Jean Jacques so gerühmte Beschreibungen von einigen der Scenen zwischen ihm und seiner guten Freundin, der Madame d'Houbetot, — in denen sie seine zärtliche Leidenschaft stets durch Versicherungen ihrer eigenen zärtlichen Leidenschaft für St. Lambert belohnt, — mir nie schön und erhaben erschienen sind, so muß doch der Ort an den Mann erinnern, dessen rêveries diese ganze Gegend zu klassischem Boden gemacht haben, und überall bringe ich mir immer gern den Genius des Orts so nahe,

als möglich, aber meine Wünsche wurden dieses Mal durch die Alte, deren Esel mich trug, vereitelt.

„Oh, Dame — il ne faut pas aller par là — ce n'est pas là le beau point de vue, laissez-moi faire — et vous verrez."

Und darauf erzählte sie mir von so vielen herrlichen Punkten, die durch tout le monde besucht würden, daß ich und meine Gefährten einsahen, es würde am besten sein, wenn wir sie gewähren ließen, und wir vertrauten uns daher ganz ihrer Führung an, welches wir auch nicht Ursache hatten, zu bereuen, denn sie zeigte uns wirklich die schönsten Punkte. Wenn wir auch Rousseau nicht in sein bosquet d'Eaubonne, oder an den Wasserfall folgten, von dem, wie er sagt, je lui avais donné l'idée, et qu'elle avait fait exécuter (Rousseau hatte nie den Niagara gesehen, sonst würde er nicht davon gesprochen haben, daß seine Sophie seine Idee eines Wasserfalls ausgeführt habe) — wenn wir ihm auch nicht dorthin folgten, so begegneten wir ihm doch auf jedem Schritt in den Blumen und Kräutern, deren Studium in Montmorency seine beste Erholung war. Herboriser ist ein Wort, welches, wie ich glaube, Rousseau in gewisser

Beziehung geheiligt hat; mit aller Achtung jedoch sei es für jene neuere Geistesstärke gesagt, die sich gegen die Sentimentalität erklärt. Es ist etwas so Natürliches, so entzückend Wahres in seinen Ausdrücken, wenn er das Vergnügen beschreibt, welches diese Beschäftigung ihm gewährt, das noch mehr durch den Gegensatz seiner menschenfreundlichen Stimmung gehoben wird.

„Brillantes fleurs, émail des prés" ist ein tausend Mal innigerer Ausruf von dem armen einsamen Jean Jacques in seinem fünfundsechzigsten Jahre, als irgend einer der leidenschaftlichsten Ausdrücke, die er St. Preux in den Mund legt, und aus diesem Grunde sind die Wälder von Montmorency interessanter in Beziehung auf das Andenken an ihn, als irgend ein Punkt in der Nähe von Vevay.

Die Aussicht von dem Rendez-vous de chasse ist entzückend. Während wir anhielten, um uns ihrer zu erfreuen, fing unsere Alte an, über Politik zu sprechen. Sie sagte uns, sie habe zwei Söhne verloren, die Beide unter dem großen Kaiser, der gewiß „le plus grand homme de la terre" gewesen sei, gekämpft hätten; übrigens aber sei es eine große Hülfe für arme Leute,

wenn sie das Brod für eilf Sous haben könnten, und das hätte der König Ludwig Philipp für sie gethan.

Wir wendeten uns wieder gegen die Stadt zu, und verfolgten unsern angenehmen Spazierritt in dem kühlen Schatten der Bäume, als wir ein „holla!“ hinter uns hörten. Wir sahen uns um, und erblickten einen Knaben im vollen Galopp auf einem Pferde, das ein Herr aus unserer Gesellschaft geritten hatte, auf uns zueilen. Er brachte uns eine sehr unangenehme Nachricht; jener Herr war vom Pferde geworfen, und für todt fortgebracht worden, und er wurde, wie er sagte, abgeschickt, um die Gesellschaft zusammen zu rufen. Der Herr, der bei uns war, ritt gleich mit dem Knaben zurück, ich und meine Gefährtin beschlossen, nach Montmorency zurückzukehren, und in dem cheval blanc die Uebrigen zu erwarten. Es war bereits nach ärztlicher Hülfe geschickt worden. Als endlich die ganze Gesellschaft, außer jenem unglücklichen jungen Mann, und einem Freunde, der bei ihm blieb, versammelt war, ergab es sich aus den verschiedenen Mittheilungen, daß nicht weniger als vier von unserer Gesellschaft von den Pferden oder Eseln abgeworfen worden seien, aber

glücklicherweise waren drei von diesen Unfällen ohne schädliche Folgen geblieben. Der vierte aber war sehr ernsthafter Art, doch wir hörten, daß keine Lebensgefahr zu befürchten sei.

Ein Umstand bei diesem Unglück war noch sehr günstig. Der Unfall ereignete sich vor den Thoren eines Schlosses, dessen Eigenthümer, obgleich sie erst seit einigen Stunden von einer Reise nach Italien zurückgekehrt waren, den Patienten und seinen Freund mit der größten Güte aufnahmen. Wenn auch nur achtzehn von uns nach Paris zurückkamen, welche die Abenteuer des Tages erzählen konnten, so hatten wir wenigstens den Trost, eine sehr interessante Episode erlebt zu haben, in welcher ein Schloß und sehr höfliche Ritter und Damen eine Rolle spielten, während der verwundete Reiter, dem sie ihre edelmüthige Sorgfalt widmeten, nicht allein Zeichen des Lebens gegeben hatte, sondern dessen Zustand zur großen Freude der ganzen Gesellschaft auch schon für gefahrlos erklärt worden war.

So beschlossen wir unsern Tag in Montmorency, der trotz mancher Unglücksfälle uns doch im Ganzen sehr vielen Genuß gewährte.

Dreiundsechzigster Brief.

George Sand.

Ich habe Ihnen schon einige Mal meine Bemerkungen über die Aufnahme mitgetheilt, die in Paris jene literarische Schule findet, welche dadurch Effect zu machen glaubt, daß sie die Laster und die gemeinsten Beweggründe des menschlichen Herzens hervorhebt und übertreibt. Ich habe wiederholt diesen Gegenstand besprochen, weil er in England nicht ganz richtig beurtheilt zu werden scheint, und der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit hat mich daher veranlaßt, Ihnen zu versichern, daß weder diese verderblichen Werke, noch ihre Verfasser, in Paris eine bessere Aufnahme finden, als es in London der Fall sein würde.

Dieselbe Liebe für Wahrheit und Gerechtig-

keit bewegt mich, von jener Clique eine Schriftstellerin zu trennen, die zu ihr nicht mitgerechnet werden darf. Die Dame, welche unter dem Namen George Sand schreibt, kann den strengsten Wächter der öffentlichen Moral nur mit Wehmuth erfüllen. Mit großem, vielleicht in dem jetzigen Augenblick mit unerreichtem schriftstellerischem Talent, giebt Madame de D — fortwährend Beweise eines Herzens und eines Geistes, die ihr eine höhere Stellung anweisen.

Es ist unmöglich, daß sie so schreiben konnte, ohne einige der vortrefflichsten Eigenschaften der menschlichen Natur zu besitzen, aber sie wurde in jenen Wirbel schwankender Grundsätze und überspannter Gefühle gezogen, in den die verschrobenen Geister des Tages sich stürzen. Sie hat jedoch nichts mit ihren entarteten Gefühlen und ihrer karrikirten Kraft gemein, und sie zeigt so viel wirkliches Genie, daß es scheint, sie werde sich selbst noch retten können. Noch kämpft sie mit den gefährlichen Einflüssen, vielleicht aber macht es ihr eine kräftige Anstrengung möglich, zu ihrem eigentlichen Beruf zurückzukehren, und eine Zierde unserer Zeit zu werden.

Nicht nur ihr eigenes Vaterland, die ganze Welt hat Ansprüche auf sie. Der Genius ge-

hört keiner Nation an, er spricht eine Sprache, die überall verstanden wird, und kann ein Geist, wie der ihrige, unempfindlich für den Ruhm sein, sich den Beifall der Besten und Edelsten in der Welt zu erwerben, kann sie die Bewunderung jener elenden Clique der allgemeinen Hymne des Lobes vorziehen, welches die ganze Erde der reinen Muse Walter Scott's darbringt?

Die Fähigkeiten dieser Dame sind so ausgezeichneter Art, daß sie, selbst wider ihren Willen, von aller literarischen Gemeinschaft mit jenen unbedeutenden Autoren entfernt bleiben muß, deren moralische Theorien mit der ihrigen übereinzustimmen scheinen, und der Tribut der Bewunderung, den ich ihr darbringen muß, bezieht sich nur auf Stellen, die Niemand außer ihr schreiben konnte, und die glücklicherweise die ganze Welt lesen darf.

Es ist in der That traurig, daß man gezwungen ist, fast verstohlen Bücher zu lesen, die solche Stellen enthalten. Aber, ach! ihre Schriften müssen der Jugend und der Unschuld entzogen werden, und man darf ihren Namen unter Denen nicht nennen, die uns mit Dankbarkeit erfüllten, weil sie uns hohe geistige Genüsse gewährten.

Ein Beweis, daß ihr wahres Wesen sie hoch über die décousu-Schule erhebt, ist, daß trotz ihrer bezaubernden Schilderungen sie immer weniger sie selbst, weniger eigenthümlich, tausendmal weniger begeistert ist, wenn sie uns Scenen unkeuscher Liebe und unnatürlicher Gleichgültigkeit gegen das Decorum darstellt, als wenn sie ihrem eigenen innern Antriebe sich überläßt, und in die höheren Regionen reinerer Gefühle sich erhebt.

Ich würde Anstand nehmen, solcher Bücher zu erwähnen, die lieber nicht geschrieben und gelesen werden sollten, wenn auch in ihnen kostbare Edelsteine der Gedanken und des Ausdrucks, wie ein Strahl der Sonne, der durch eine Oeffnung in ein dunkles Zimmer fällt, hervorglänzen; aber es giebt einige Leistungen von George Sand, die man ohne Gefahr nennen darf. La revue des deux mondes hat mehr als einmal einige ihrer kleineren Aufsätze, denen jene Vorwürfe nicht zu machen sind, mitgetheilt. Unter ihnen befindet sich eine kleine Geschichte, André, die einen Beweis gewährt, was die Verfasserin zu leisten vermöchte. Der Charakter der Geneviève, der Heldin dieser einfachen kleinen Erzählung, zeigt zur Genüge, daß George Sand wohl

weiß, was gut und edel ist. Aber selbst hier kann sie nicht ganz ihrer edlen Natur treu bleiben. Diese Géneviève, deren Charakter in der Reinheit und Zartheit eines Engels gehalten ist, giebt sich ihrem Geliebten vor der Heirath hin, obgleich dieses nicht im Geringsten mit der Katastrophe in Verbindung steht. Es ist eine Verletzung der Sittlichkeit à pure perte, und zugleich dem Charakter Géneviève's so sehr zuwider, daß es scheint, Madame D— wolle Nichts schreiben, was nicht auf irgend eine Weise die Farbe jener Clique trägt.

Wenn es mir auch unmöglich ist, Ihnen durch Auszüge einen Begriff von dieser Erzählung zu geben, so will ich Ihnen doch einige Zeilen abschreiben, damit sie die eigenthümliche Manier dieser Schriftstellerin beurtheilen können.

Indem sie von dem allgemeinen Einfluß der Poesie spricht, welche allerdings, wie die Prosa des Herrn Jourdain den Geist erfüllt, „sans qu'on en sache rien,“ sagt sie:

„Les idées poétiques peuvent s'ajuster à la taille de tous les hommes. L'un porte sa poésie sur son front, un autre dans son coeur; celui-ci la cherche dans une promenade lente et silencieuse au sein des plaines, celui-là la

poursuit au galop de son cheval à travers les ravins; un troisième l'arrose sur sa fénêtre, dans un pot de tulipes. Au lieu de demander, où elle est, ne devrait-on pas demander „où n'est-elle pas?“ Si ce n'était qu'une langue, elle pourrait se perdre, mais c'est une essence, qui se compose de deux choses, la beauté repandue dans la nature exterieure, et le sentiment départi à toute l'intelligence ordinaire.“

Auch in einer anderen Stelle leuchtet das wahre Wesen ihres Geistes hervor, indem sie, von einem künftigen Zustande sprechend, sagt:

„Qui sait si, dans un nouveau code de morale, un nouveau catechisme religieux, le dégoût et la tristesse ne seront pas flétris comme des vices, tandis que l'amour, l'espoir, et l'admiration seront récompensés comme des vertus?“

Dieses ist ein schöner Gedanke über die Pflichten in einem glücklichern Dasein, ja ich glaube, daß, wenn wir nur so gut wären, als wir leicht hier sein können, selbst dieses Leben besser sein würde.

Ich muß gestehen, daß ich nirgends Gedanken gefunden habe, die wahrer, und mit mehr Schönheit des Ausdrucks geschrieben wären, als in dieser Geschichte, wenn uns die Beschäftigungen und Träumereien der Heldin derselben

geschildert werden. Geneviève verdient sich ihren Unterhalt mit der Anfertigung künstlicher Blumen. Das genaue Studium, welches nöthig ist, um ihre künstlichen Vorbilder nachzuahmen, hat sie aufs innigste mit ihnen vertraut gemacht, und ihre Liebe und Bewunderung derselben, wird auf eine Weise ausgesprochen, wie vielleicht Niemand, als George Sand die Fähigkeit dazu hatte. Es leuchtet aus allen ihren Schriften hervor, daß die Gegenstände der Natur die ihrer Anbetung sind. In den Lettres d'un voyageur, die, wie ich hoffe, fortgesetzt werden, denn in ihnen ist die Verfasserin vollkommen und unnachahmlich, giebt sie tausend Beweise eines Herzens und einer Einbildungskraft, die sich nur in der Natur selbst in ihrer Heimath fühlen. Indem sie an einen Freund in Paris schreibt, den sie als eine Person anredet, die mit den Sorgen des öffentlichen Lebens sich beschäftigt, sagt sie: „Quand tu vois passer un pauvre oiseau, tu envies son essor, et tu regrettes les cieux.“ Dann fährt sie fort: „Que ne puis-je t'emmener avec moi sur l'aile des vents inconstans, te faire respirer le grand air des solitudes est t'apprendre le secret des poëtes et des Bohémiens. Sie kennt dieses Ge-

heimniß, und nach meiner Ansicht ist der Gebrauch, den sie davon macht, über allen poetischen Beschreibungen, deren Frankreich sich jemals rühmte, erhaben, aber so vortrefflich diese Beschreibungen auch sein mögen, so bezaubern sie mich vielleicht weniger, als die Gedankenblitze, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit denen sie bisweilen in das Gebiet der Philosophie und der Metaphysik eindringt, aber es geschieht immer auf so leichte und spielende Weise, daß sie nur zu scherzen scheint, wenn sie in diese Regionen, die über dem Bereich des weiblichen Geistes liegen, sich emporschwingt. „Tous les trones de la terre ne valent pas pour moi une petite fleur au bord d'un lac des Alpes," sagt sie, und geht darauf plötzlich zu der seltsamen Frage über: „Une grande question serait celle de savoir, si la Providence a plus d'amour et de respect pour notre charpente osseuse, que pour les pétales embaumés de ses jasmins."

Sie erklärt sich für eine Republikanerin, doch sagt sie nur darüber: „De toutes les causes, dont je ne me soucie pas, c'est la plus belle," und dann fügt sie nach ihrer eigenen Weise hinzu: „Du moins, les mots de patrie et de liberté sont harmonieux — tandis que ceux de

légitimité et d'obéissance sont grossiers, malsonnans, et faits pour des oreilles de gendarmes. Aduler une bûche couronnée heißt, wie sie erklärt, renonçer à sa dignité d'homme, et se faire académicien."

An einer anderen Stelle sagt sie, sie sei bonne à rien, qu'à causer avec l'echo, à regarder lever la lune, et à composer des chants mélancoliques ou moqueurs pour les étudians poètes et les écoliers amoureux."

Als einen Beweis des Talentes dieser Schriftstellerin für Schilderungen will ich Ihnen einige Zeilen aus einer kleinen Erzählung „Meattea" mittheilen, — eine Erzählung, die bezaubernd ist, ohne daß man sich der Gründe dafür bewußt wird — um Ihnen zu zeigen, wie sie einen Gegenstand zu behandeln weiß, der schon vor ihrer Geburt abgenutzt war. Giebt es wohl eine weniger neue Schilderung, als die einer Gondel mit einer Guitarre? Aber sehen Sie, was sie daraus macht.

La guitarre est un instrument, qui n'a son existence véritable qu'à Venise, la ville silencieuse et sonore. Quand une gondole rase ce fleuve d'encre phosphorescente, où chaque coup de rame enfonce un éclair, tandis qu'une grêle

de petites notes legères, nettes, et folâtres, bondit et rebondit sur les cordes, que parcourt une main invisible, on voudrait arrêter et saisir cette mélodie faible, mais distincte, qui agaçe l'oreille des passans, et qui fuit le long des grandes ombres des palais, comme pour appeler les belles aux fenêtres, et passer, en leur disant: Ce n'est pas pour vous la sérénade; et vous ne saurez ni d'où elle vient, ni où elle va."

Hätte selbst Rousseau bessere Ausdrücke wählen können? Scheinen sie nicht ein Echo der Töne zu sein, die sie beschreibt?

Die Privatverhältnisse eines Schriftstellers sollten nie auf die Beurtheilung seiner Werke Einfluß haben. Von denen George Sand's kenne ich nur wenig, aber wenn ich sie nach der einzigen Quelle, die ein Publikum das Recht zu untersuchen hat, nämlich nach ihren Schriften, errathen soll, so bin ich geneigt zu glauben, daß ihre Geschichte die einer auf eine oder die andere Weise unglücklichen Neigung sei, und die Gerechtigkeit gebietet, die Stellen mitzutheilen, die dieses anzudeuten scheinen, weil sie in einem Geist geschrieben sind, der, die Umstände mögen sein, welche sie wollen, ihr zur Ehre gereicht.

In den bereits erwähnten Lettres d'un voyageur wird der Verfasser durch folgende Stelle mit George Sand identificirt: „Meure le petit George, quand Dieu voudra, le monde n'en ira pas plus mal pour avoir ignoré sa façon de penser. Que veux-tu que je te dise? Il faut, que je te parle encore de moi, et rien n'est plus insipide qu'une individualité, qui n'a pas encore trouvé le mot de sa destinée. Je n'ai aucun interêt à formuler une opinion quelconque. Quelques personnes, qui lisent mes livres, ont le tort de croire, que ma conduite est une profession de foi et le choix des sujets de mes historiettes une sorte de plaidoyer contre certaines lois: bien loin de là, je réconnais, que ma vie est pleine de fautes, et je croirais commettre une lâcheté, si je me battais les flancs pour trouver un système d'idées, qui en autorisât l'exemple."

Hiernach ist es unmöglich, ohne Rührung die Stelle zu lesen, in der sie von Einer spricht, die sich aus den Kämpfen der Welt in die tiefe Einsamkeit der Natur zurückziehen möchte.

„Les astres éternels auront toujours raison, et l'homme, quelque grand qu'il soit parmi les hommes, sera toujours saisi d'épou-

vante, quand il voudra interroger ce qui est au-dessus de lui. O, silence effrayant, réponse éloquente et terrible de l'éternité."

An einer anderen Stelle sagt George Sand mit einem weniger leichten Ton, als man im Allgemeinen in diesen bezaubernden Briefen, in denen die erhabensten Betrachtungen angestellt werden, findet.

„J'ai mal vécu; j'ai mal usé des biens, qui me sont échus, j'ai négligé les oeuvres de charité; j'ai vecu dans la mollesse, dans l' ennui, dans les larmes vaines, dans les folles amours, dans les vains plaisirs. Je me suis prosterné devant des idoles de chair et de sang, et j'ai laissé leur souffle enivrant effacer les sentences, que la sagesse des livres avait écrites sur mon front dans ma jeunesse. — J'avais été honnête autrefois, sais-tu bien cela, Everard? C'est de notorité bourgeoise dans notre pays; mais il y avait peu de mérite — j'étais jeune, et les funestes amours, n'étai ent pas éclos dans mon sein. — Ils ont étouffé bien des qualités, mais je sais, qu'il en est, auxquelles je n'ai pas fait la plus legère tâche au milieu des plus grands re-

vers de ma vie, et qu'aucune des autres n'est perdu pour moi sans retour."

Ich könnte noch viele Stellen Ihnen mittheilen, aber ich glaube, daß ich mit keiner bessern, als mit der obigen schließen kann. Wer möchte nicht wünschen, alle großen und guten Eigenschaften dieser talentvollen Schriftstellerin möchten in einer solchen Richtung nützlich werden, daß deren Bewunderung durch kein anderes Gefühl getrübt werden könne.

Vierundsechzigster Brief.

Angelo, Tyran de Padoue. — Eine Burleske in dem Theater de Vaudeville. — Mademoiselle Mars. — Madame Dorval. — Das Epigramm.

Wir haben, seit wir hier waren, auf den meisten Theatern manche recht hübsche und unterhaltende kleine Stücke gesehen, aber nie erfreuten wir uns so sehr eines herzlichen Lachens, als da wir das letztemal im Theâtre français waren.

Und können Sie sich denken, welches Stück es war, das diese Wirkung auf uns hervorbrachte? — Es war Angelo, es war der Tyran de Padoue — „pas doux du tout," wie die Witzbolde im Parterre sagen. Aber ich kann diesem Urtheil wirklich nicht beistimmen, denn nie war für mich und meine Begleiter ein Tyrann so doux als dieser, und nie lachten wir

Alle so einstimmig in einem langen Trauerspiel bis zum Ende.

Aber soll ich Ihnen in nüchternem Ernst von diesem komischen Trauerspiel berichten? — Ich werde mich wohl dazu entschließen müssen, denn seit Kurzem hat man in Paris von nichts so viel gesprochen, als von dieser neuen Production des Herrn Hugo. Die Ursache dieses Aufsehens war nicht, daß ein neues Stück von diesem hinreichend bekannten Verfasser auf die Bühne gebracht werden sollte, sondern ein Umstand, der mich unwillig und ganz Paris neugierig gemacht hat. Dieses Trauerspiel hat, wie Sie gleich sehen werden, zwei Heldinnen, die sich in jedem Akt überbieten, und es zweifelhaft lassen, welche von ihnen die meisten Ansprüche als prima donna hat. Mademoiselle Mars sollte die eine Rolle übernehmen, aber wer konnte es wagen, in der andern neben ihr aufzutreten? — Keine Schauspielerin des theâtre français wurde dazu für fähig gehalten, und man veranlaßte daher eine Heldin von der Porte St. Martin, eine gewisse Madame Dorval, mit der Mars einen Wettkampf einzugehen.

Von diesem bevorstehenden Ereigniß sprach man in Paris so viel, daß auch Andere, als

die jungen Bewunderer des Herrn Hugo neugierig werden mußten, diese Darstellung zu sehen.

Man sagte mir, daß, sobald jene Rollenvertheilung öffentlich bekannt geworden sei, die Bestellungen der Plätze äußerst zahlreich wurden. Dem Verfasser ward die Liste Aller, die sich gemeldet hatten, übergeben; eine große Gesellschaft seiner Freunde und Bewunderer versammelte sich in seinem Hause, und die Namen der Personen, die ihm oder seiner Schule feindlich gesinnt zu sein im Verdacht standen, wurden ausgestrichen. Die erste Darstellung wurde nun natürlich mit glänzendem Erfolg aufgenommen.

„Der Verfasser von Cromwell,“ heißt es in Revue des deux mondes,“ hat mit diktatorischer Stimme die Vereinigung des Lustspiel und des Trauerspiels in dem Drama entschieden. Aus diesem Grunde vielleicht macht das letzte Trauerspiel des Herrn Hugo eine so unwiderstehlich komische Wirkung. Die Katastrophe wird durch Dolch und Gift herbeigeführt, deshalb ist es sans contredire ein Trauerspiel, aber sein munterer Geist hat die Ereignisse erfunden, deshalb ist es sans faute ein Lustspiel.“

In einer seiner vortrefflichen Vorreden sagt Herr Hugo, er beabsichtige immer, daß die Zuhörer nie das Theater verlassen, ohne quelque moralité austère et profonde mit zu nehmen, und ich will jetzt versuchen, Ihnen zu beweisen, wie sehr er sein Versprechen in diesem Falle erfüllt hat. Um alle Hindernisse zu beseitigen, die seinen Genius hemmen könnten, hat Herr Hugo seinen Angelo in Prosa geschrieben; in solcher Prosa, wie alte Frauen sie lieben (ich meine böse alte Frauen). Ich will Ihnen einige Auszüge mittheilen, und um mich der Mühe zu überheben, die verschiedenen Charaktere zu beschreiben, will ich sie für sich selbst sprechen lassen. Angelo, der Tyrann von Padua, spricht so von sich selbst:

„Oui — je suis le podesta, que Venise met sur Padoue. — Et savez-vous, ce que c'est que Venise? — C'est le conseil des dix. Oh! le conseil des dix! — Souvent la nuit je me dresse sur mon séant, j'écoute, et j'entends des pas dans mon mur. — Oui, c'est ainsi, Tyran de Padoue, esclave de Venise. — Je suis bien surveillé, allez. Oh! le conseil des dix!"

Dieser Herr hat eine junge, schöne und

liebenswürdige Gemahlin, Catharina Bragadini (welche Rolle durch Madame Dorval gegeben wurde), aber unglücklicher Weise haßt er sie heftig. Er konnte jedoch, wie er es philosophisch entwickelt, nicht anders, und er soll wieder selbst sprechen, um dieses zu erklären:

Angelo.

„La haine c'est dans notre sang. — Il faut toujours qu'un Malipièri haisse quelqu'un. — Moi, c'est cette femme, que je haïs. Je ne vaux pas mieux qu'elle, c'est possible — mais il faut qu'elle meure. C'est une nécessité — une résolution prise."

Diese Nothwendigkeit, zu hassen, verhindert jedoch den Podesta nicht, sich in eine umherziehende Schauspielerin, La Tisbe (deren Rolle Mademoiselle Mars spielte), zu verlieben. Die Tisbe ist ebenfalls ein sehr tugendhaftes und liebenswürdiges Frauenzimmer, welche die Anträge des Tyran pas doux anhört, ihn aber eben so sehr haßt, als er seine Gemahlin, indem sie ihre Zärtlichkeit und ihre geheime Gunst einem reisenden Herrn zuwendet, der ein Prinz incognito ist, den sie aber bei dem Tyrannen für ihren Bruder ausgiebt. Auch die Tisbe soll für sich selbst sprechen:

La Tisbe (zu Angelo gewendet):

„Vous savez qui je suis? — rien, une fille du peuple, une comédienne. — Eh bien! si peu que je suis, j'ai eu une mère. Savez-vous ce que c'est que d'avoir une mère? En avez-vous eu une, vous? — Eh bien! j'avais une mère, moi."

Dieses erinnert an das alte Sprichwort: „es ist ein weises Kind, das seinen eigenen Vater kennt." Die reizende Tisbe thut sich offenbar viel auf ihre Weisheit zu gute, indem sie überzeugt ist, daß sie eine Mutter hatte, aber ihre Geschichte ist noch nicht zu Ende.

„C'était une pauvre femme sans mari, qui chantait des chansons dans les places publiques (wieder die zarte Esmeralda). Un jour, un senateur passa. Il regarde, il entendit (sie muß wohl das ça ira von 1549 gesungen haben), et dit au capitaine, qui le suivait — A la potence cette femme! — Ma mère fut saisie sur le champ — elle — ne dit rien — à quoi bon? — m'embrassa avez une grosse larme, prit son crucifix en cuivre poli, mon nom Tisbe écrit en bas. — Mais le senateur avoit une jeune fille. — Elle se jetta aux pieds du senateur et obtint la grace de ma

mère. — Quand ma mère fut déliée, elle prit son crucifix, ma mère, et le donna à la belle enfant, en lui disant: Madame, gardez ce crucifix — il vous portera bonheur."

Denken Sie sich nun, daß Mademoiselle Mars diesen Unsinn zu sprechen hat. — O! es war bedauernswerth, und wenn ich mich nicht sehr irre, so bewunderte sie ihre Rolle eben so wenig, als ich, obgleich sie alle ihre Talente aufbot, um sie leidlich zu machen, und es gab Stellen, in denen es gelang, die Aufmerksamkeit nur auf sich selbst, ihre Stimme, und ihr Spiel zu ziehen, und alles Andere vergessen zu machen.

Aber weiter. Auf dieses crucifix de cuivre poli mit dem Namen der Tisbe ist die ganze Anlage des Stücks begründet. Catharina Bragadini, die Gemahlin des Tyrannen, erscheint in der dritten Scene des zweiten Tages (neuer Styl — Acte sind nicht mehr Mode), und beklagt sich bei ihrer vertrauten Kammerjungfer über die lange Abwesenheit ihres Geliebten. Das Mädchen hört mit ehrerbietiger Theilnahme zu, und sagt ihr darauf, ein anderes ihrer Kammermädchen, nach dem sie gefragt hatte,

sei im Gebet begriffen. Darauf folgt eine naive Stelle, die impayable ist.

Catharina.

„Laisse-la prier — Hélas! — moi, cela ne me fait rien de prier."

Dieses ist vielleicht die Naturwahrheit, in welcher das besondere Verdienst dieser neuen Schule bestehen soll. Nach diesem reizenden Ausbruch des Naturgefühls setzt die tugendhafte Gemahlin des Podesta ihre Klagen fort.

Catharina.

Il y a cinq semaines — cinq semaines éternelles, que je ne l'ai vu! — Je suis enfermée, gardée en prison. Je le voyais une heure de tems en tems: cette heure si étroite, et si vite fermée, c'était le seul soupirail par où entrait un peu d'air et de soleil dans ma vie. Maintenant tout est muré. Oh Rodolpho! — Dafné, nous avons passé, lui et moi, de bien douces heures! — Est-ce que c'est coupable, tout ce que je dis de lui? Non, n'est-ce pas?"

Nun müssen Sie wissen, daß dieser Signor Rodolpho den Galan dieser beiden Damen spielt, und wenn auch der Verfasser ihn als eine seiner achtungswerthen Personen aufzustellen beabsichtigt, so ist er gewiß ein so großer

Schurke, als es nur einen geben kann. Er liebt die Gemahlin, und nicht die Geliebte Angelo's, und wenn er ihr auch par complaisance gestattet, ihn zu lieben, so redet er sie doch bei einer Gelegenheit, da sie ihre Zärtlichkeit nicht verbergen kann, mit großer Aufrichtigkeit an.

Rodolpho.

„Prenez garde, Tisbe, ma famille est une famille fatale. Il y a sur nous une prédiction, une déstinée, qui s'accomplit presque inévitablement de père en fils. Nous tuons qui nous aime.“

Nach dieser Stelle und einer vorhin mitgetheilten, hat es fast den Anschein, als habe Herr Hugo trotz seiner Neuerungen immer noch große Achtung vor dem unvermeidlichen Fatum, wie es sich in dem klassischen Drama findet.

Auf welche Weise könnte man sonst diese räthselhaften Stellen erklären: „Ma famille est une famille fatale. Il y a sur nous une déstinée qui s'accomplit de père en fils, und die andern: La haine c'est dans notre sang: il faut toujours qu'un Malipieri haïsse quelqu'un.“

Der einzige Charakter, der außer diesen von Wichtigkeit genannt werden kann, ist eine

sehr mysteriöse Person, Namens Homodei, und ich glaube, daß ich ihn am besten mit den Worten der vortrefflichen Burleske schildern kann, die über diesen Anlego bereits auf das Vaudeville-Theater gebracht wurde. Dort sagt eine der dramatis personae von diesem räthselhaften Homodei:

„C'est le plus grand dormeur de France et de Navarre."

Er erscheint uns auch in der That in mehreren Scenen schlafend, bis er plötzlich erwacht, und zu verstehen giebt, daß er ebenfalls die Gemahlin des Podesta sehr liebt, aber zurückgewiesen worden ist. Er beschließt daher, ihr so viel Schaden zuzufügen, als möglich, indem er bemerkt: „Un Sbire (denn dieses ist sein bescheidener Rang), qui aime, est bien petit — un Sbire qui se venge, est bien grand."

Dieser große aber zurückgewiesene Sbire begnügt sich jedoch nicht, sich an Catharina wegen ihrer Verachtung zu rächen, sondern er wird durch sein Schicksal, wie ich glaube, angetrieben, Alles in Verwirrung zu bringen.

Zuerst bringt er Rodolpho in das Schlafzimmer Catharinas; darauf führt er die eifersüchtige Tisbe dorthin, und zuletzt leitet er den

Tyrannen selbst auf die Spur der kleinen unschuldigen Liebesangelegenheit seiner Gemahlin — denn für unschuldig erklärt sie sie selbst.

Glücklicherweise entdeckt Tisbe während dieses unbegreiflichen Zusammentreffens in dem Schlafzimmer von Madame, daß das Crucifix ihrer Mutter, der Baladensängerin, sich im Besitz ihrer Nebenbuhlerin Catharina befindet, worauf sie nicht allein beschließt, ihre Ansprüche auf das Herz des Signor Rodolpho zu ihren Gunsten aufzugeben, sondern auch ihr Leben vor der Wuth ihres eifersüchtigen Gemahls zu retten, welcher der Tisbe, wie wir oben sahen, die Absicht mittheilte, sein Weib zu tödten, weil: il faut toujours qu'un Malipieri haïsse quelqu'un.

Glücklicherweise ereignet es sich wieder, daß die Tisbe ihrem Geliebten, dem Tyrannen, in einer frühern Unterredung die merkwürdige Thatsache mitgetheilt hat, ein anderer Geliebter habe ihr einst zwei Fläschchen geschenkt, ein schwarzes und ein weißes, in dem einen sei Gift und in dem andern ein Schlaftrunk. Nachdem er Catharina's unschuldige Neigung für Rodolpho entdeckt hat, sagt er der Tisbe, die Zeit sei gekommen, seine Gemahlin zu tödten,

und er beabsichtige, ihr geheim den Kopf abzuschlagen. Die Tisbe erklärt, dieses sei ein schlechter Plan und Gift wäre weit besser.

Angelo.

„Oui! Le poison vaudrait mieux. — Mais il faudrait un poison rapide, et vous ne me croirez pas, je n'en ai pas içi."

La Tisbe.

„J'en ai, moi!" —

Angelo.

„Où?"

La Tisbe.

„Chez moi."

Angelo.

„Quel poison?"

La Tisbe.

„Le poison Malispene, vous savez, cette boite que m'a envoyée le primicier de Saint Marc."

Nach dieser genügenden Erklärung nimmt Angelo ihr Anerbieten an, und sie bringt ihm das Fläschchen mit dem Schlaftrunk.

Die Absurdität der Scene, in der Angelo und Tisbe sich bemühen, Catharina's Einwilligung zu ihrem Tode zu erhalten, ist so groß, daß Sie sich nur einen Begriff davon machen

könnten, wenn ich sie Ihnen ganz abschriebe, aber sie ist zu lang. Glauben Sie mir, wir waren nicht die Einzigen, die bei dieser Scene à gorge déployée lachten.

Angelo fragt, ob sie bereit sei.

Catharina.

„Prête à quoi?"

Angelo.

„A mourir." —

Catharina.

„— Mourir! Non, je ne suis pas prête. Je ne suis pas prête. Je ne suis pas prête du tout, Monsieur!"

Angelo.

„Combien de temps vous faut-il pour vous préparer?"

Catharina.

„Oh! je ne sais pas — beaucoup de temps!"

Angelo gewährt ihr eine Stunde und läßt sie allein, worauf sie einen Vorhang zurückzieht, und einen Holzblock und ein Beil erblickt. Sie ist natürlich sehr befremdet über dieses Schauspiel; ihr Monolog ist sublim.

Catharina (den Vorhang wieder vorziehend).

Derrière moi! c'est derrière moi. — Ah! vous voyez bien que ce n'est pas un rêve, et

que c'est bien reël, ce qui passe ici, puisque voilà des choses là derrière le rideau!"

Corneille! Racine! Voltaire! — Dieses ist ein Trauerspiel, ein auf dem Théâtre Français gespieltes Trauerspiel, ein Trauerspiel, welches den Boden unter Euren Füßen soll erbeben machen! — Das also sind die Fortschritte des menschlichen Geistes!

Nach jenem vortrefflichen Monolog erscheint der Geliebte Catharina's, Rodolpho, wieder in ihrem Schlafzimmer, in ihrem Palast, der von Spionen und Wachen umgeben ist. Wie er dorthin gelangt, das läßt sich nicht errathen, aber in der Burleske wird die Sache deutlicher gemacht, denn die unbegreiflichen entrées werden einmal durch den Einsturz einer Mauer bewirkt, ein anderes Mal steigt er wie ein Geist aus dem Fußboden, und ein drittes Mal kommt er wie ein Cupido von oben herabgeflogen.

Die Liebenden unterhalten sich lange, aber sie sagt ihm kein Wort davon, daß sie getödtet werden soll, obgleich es leicht genug sein möchte, sich mit ihm auf dem Wege zu entfernen, auf dem er zu ihr kam. Sie sagt ihm jedoch nichts

Catharina trinkt das Fläschchen aus, fällt in einen tiefen Schlaf und wird begraben (Victor Hugo ist immer Original, wie sie sagen). Die Tisbe gräbt sie wieder aus, und legt sie in ihrer eigenen Wohnung auf ein Bett, die Vorhänge dicht zugezogen. Jetzt kommt die große Katastrophe. Der Geliebte der beiden Damen macht Gebrauch von seinem Vorrecht, und tritt in Tisbe's Zimmer, entschlossen, sein Geschick zu erfüllen, und sie zu ermorden, wie es das Fatum bestimmt, und weil sie seine andere Geliebte, Catharina, vergiftet hat. Der Signor Rodolpho erfuhr, daß sie das Fläschchen brachte, von einem der Kammermädchen. Dieses ist wieder ein Beweis der vortrefflichen Maschinerie des Stücks. Rodolpho sagt dem armen Mädchen, weshalb er gekommen ist, indem er hinzufügt: „Vous avez un quart d'heure, pour vous préparer à la mort, Madame."

Es liegt hierin Etwas, welches zeigt, daß Herr Hugo trotz seiner décousu = Begriffe wohl weiß, welche Achtung unverheiratheten Damen, und welche denen gebührt, die es nicht sind. Als der Podesta seiner Gemahlin dieselbe Absicht verkündete, sagte er:

„Vous avez devant vous une heure, Ma-

dame.“ In dem Vaudeville gab man dieser Variation eine andere Wendung. Es heißt dort:

„Catherine eut une heure au moins de son mari,
Le tems dépuis tantot est donc bien renchéri.“

Als die unglückliche Tisbe diese Mittheilung von ihrem theuren Rodolpho vernimmt, sagt sie: „Ah! vous me tuez! — Ah! c'est la première idée qui vous vient.“

Sie unterhalten sich noch einige Zeit. Einmal sagt er — er ist bekanntlich ein Fürst: „Mentez un peu, voyons,“ und darauf versichert er sie, es sei ihm nie Etwas an ihr gelegen gewesen, indem er sehr oft wiederholt, weil, wie er sagt, es ihr eine Qual sein muß, es zu hören, daß er nie eine Andere, als Catharina, geliebt hat. Während der ganzen Scene erklärt sie jedoch ihm fortwährend ihre leidenschaftliche Liebe, und der Dialog endigt damit, daß Rudolpho ihr einen Dolch in das Herz stößt.

Ich sah nie etwas so Widerliches auf der Bühne, als diese Scene. Ich bin überzeugt, daß Mademoiselle Mars durch die Rolle sehr angegriffen wurde, es war, als sehe man die Anstrengungen eines schönen Wettrenners, der alle seine Kräfte aufbieten muß, aber seine edle

Natur bis zuletzt behauptet. Doch selbst ihr treffliches Spiel machte die Sache nur noch schlimmer. Die Stimme der Mars Erklärungen der Liebe aussprechen zu hören, während der Bösewicht, den sie liebt, immer mordsüchtiger wird, je zärtlicher sie sich zeigt, brachte eine so gehässige Wirkung hervor, und er schien zugleich so absurde, daß man kaum wußte, ob man mehr darüber lachen, oder sich mehr darüber ärgern sollte. Aber das Schrecklichste von Allem war, zu sehen, wie die Mars ihre Kräfte aufbot, um Thränen hervorzulocken, und sie, wenn sie dann sich in dem Hause umsah, belohnt wurde durch — ein Lächeln.

Nachdem Tisbe erdolcht worden ist, kehrt Catharina wieder zum Bewußtsein zurück, und die ganze Farçe endigt damit, daß die sterbende Tisbe sagt, sie habe Pferde für sie bestellt, indem sie zärtlich hinzufügt: „Elle est déliée — (wie?) — morte pour le podesta, vivante pour toi. Trouves-tu cela bien arrangé ainsi?" — Dann sagt Rudolpho zu Catharina: „Par qui as-tu été sauvée?"

La Tisbe (erwiedernd.)

„Par moi, pour toi!"

Herr Hugo rechtfertigt sich in einer Note am Ende des Stücks, weshalb er es nicht mit diesen Worten: „Par moi, pour toi" geschlossen habe, welche er für besonders effectvoll zu halten scheint. Aus einem Grunde aber, den er nicht deutlich angiebt, schließt er so:

La Tisbe.

„Madame, permettez-moi de lui dire encore une fois, Mon Rodolpho. — Adieu, mon Rodolpho! — partez vite à présent. — Je meurs, Vivez. — Je te bénis!"

Es ist unmöglich, wenn man das Stück so schnell durchgeht, Ihnen einen Begriff von dem matten, unregelmäßigen Styl zu geben, in dem es geschrieben ist. Es scheint fast, als wolle der Verfasser versuchen, wie lange es ihm gelingt, die Knaben und Grisetten, die seine Bewunderer bilden, zu täuschen. Eine Eigenthümlichkeit in der Anlage dieses vortrefflichen Trauerspiels ist noch die, daß der Held Angelo nach der Scene, in welcher er Tisben den Auftrag giebt, seiner Gemahlin das Gift beizubringen, nicht wieder erscheint, seiner auch weiter keine Erwähnung geschieht. Sein plötzliches Verschwinden wird in dem Vaudeville o erklärt:

Der Tyrann erscheint dort, nachdem Alles vorüber ist, und sagt:

„Je veux en être, moi — l'on osera peut-être
Finir un melodrame en absence du traître?
Suis-je un hors-d'oeuvre, un inutile article,
Une cinquième roue ajoutée au tricycle?"

In der Vorrede dieses unsterblichen Products findet sich die Stelle:

„Dans l'état, où sont aujourd'hui toutes ces questions profondes, qui touchent aux racines même de la société, il semblait depuis long tems à l'auteur de ce drame, qu'il pourrait y avoir utilité et grandeur (utilité et grandeur) à développer sur le théâtre quelque chose de pareil à l'idée que voici. —?"

Darauf folgt, was er seine Idee nennt, aber Sie müssen diese Vorrede von Anfang bis zu Ende lesen, wenn Sie sich überzeugen wollen, welchen Unsinn ein Theil des Volkes schön finden kann, wenn er ihm mit Unverschämtheit aufgedrungen wird. Aber ich muß Ihnen noch eine Stelle aus dieser merkwürdigen Vorrede mittheilen, weil Ihnen vielleicht das Werk selbst nicht in die Hände kommt.

„Le drame, comme l'auteur de cet ouvrage le voudrait faire, doit donner à la foule une

philosophie; aux idées une formule; à la poësie des muscles, du sang, et de la vie; à ceux qui pensent, une explication désintéressée; aux ames altérées un breuvage, aux plaies secrètes un baume — à chacun un conseil, à tous une loi" (!!!)

Er schließt seine Vorrede mit den Worten: „Au siècle où nous vivons, l'horizon de l'art est bien élargi. Autrefois le poëte disait: le public; aujourd'hui le poëte dit: le peuple."

Kann man wohl den Unsinn weiter treiben? — Wir wollen jedoch nicht glauben, daß die Hauptstadt Frankreichs ganz in der Lage ist, wie er sie schildert, wir wollen nicht glauben, daß das Entzücken, die Sympathie dieser foule sympathique et éclairée, von welcher er in seiner Vorrede zum Angelo spricht, wirklich vorhanden sei, oder wenigstens, daß nur seine eigene kleine clique sie theilt. Die Männer Frankreichs sympathisiren nicht mit Victor Hugo, was auch die Knaben thun mögen. Er hat sich einen Namen gemacht, aber keinen guten, und wenn wir uns ein Urtheil über den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Frankreich bilden, so würden wir sehr irren, wenn wir es

als eine Thatsache annähmen, daß Victor Hugo ein allgemein bewunderter Schriftsteller sei.

Ich möchte nicht ungerecht und zu strenge gegen irgend Jemand sein, aber wir haben hier einen Mann, der in seinem frühern Leben große Talente zeigte; er schrieb einige Poesien, in denen ein gutes, moralisches Gefühl, und ein reiner Geschmack sich aussprechen sollen. Wir haben deshalb ein Recht, zu behaupten, daß Herr Hugo seine Talente nicht aus Unwissenheit, oder Thorheit, sondern aus Berechnung zum Schaden seiner Mitmenschen anwendet, denn ist es möglich, zu glauben, daß Jemand, der einst in seinen Schriften ein gutes moralisches Gefühl und einen correkten Geschmack zeigte, dem Publicum solche Stücke, als Lucrèce Borgia — Le Roi s'amuse — Angelo und die übrigen, in guter Absicht, und, wie er sagt, als une tâche sainte vorlegen kann? — Ist dieses möglich? — und wenn nicht, was folgt daraus? — wohl nichts Anderes, als daß der Verfasser sich es zur Aufgabe gestellt hat, das menschliche Herz und den menschlichen Geist zu verderben. Er weiß, daß besonders die Jugend für Aufregungen jeder Art empfänglich ist; er weiß, daß die Menschen eine Art von Unterhal-

tung darin finden, ihre Mitbrüder hängen, oder guillotiniren zu sehen, und hierauf speculirt er!

In Beziehung auf Frankreich müssen wir die Frage jedoch auch aus einem andern Gesichtspunkt betrachten. Ich bin überzeugt, daß, wenn unsere Bühne keine Censur hätte, und Stücke, wie die von Damas und Victor Hugo gegeben werden dürften, sie die Theater wenigstens eben so füllen würden, als hier. Der Schrecken, ja selbst der Ekel, den sie einflößen, genügt, um diese Wirkung hervorzubringen, aber es wäre Unrecht, wenn man den Geschmack der Bessern danach beurtheilen wollte.

Ich zweifle nicht, daß die Speculation als solche von Erfolg gewesen ist. Von diesem Stück z. B. wurde viel gesprochen, und Manche gingen hin, nicht allein um seiner selbst willen, sondern um Mademoiselle Mars en lutte mit einer Schauspielerin von der Porte St. Martin zu sehen. Was Madame Dorval betrifft, so glaube ich, daß sie in ihren melodramatischen Rollen an ihrer Stelle sein mag, aber durch diesen gefährlichen Wettkampf, so sehr er ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben mag, konnte ihr Ruhm wohl nicht sehr gewinnen. Als Schauspielerin verhält sie sich, meiner Ansicht nach,

zu Mademoiselle Mars ungefähr so, wie Victor Hugo zu Racine — und vielleicht werden wir hören, daß sie „den Boden unter ihren Füßen erbeben machte."

Unter mehreren Geschichten, die man sich über das neue Stück und dessen Verfasser erzählte, hörte ich eine von einem Herrn, der lange mit Herrn Hugo sehr vertraut war. Er sah pflichtmäßig das Trauerspiel, und traf gleich darauf mit seinem Freunde zusammen. Er zeigte bei dieser Gelegenheit viele Geistesgegenwart, denn er sprach kein Wort, eilte auf den Verfasser zu, umarmte ihn, und hielt ihn so einige Zeit fest umschlungen.

Einen andern Scherz, über denselben Gegenstand, machte man in vier Versen, die drollig genug sind, aber ich glaube, daß sie nicht zu Ehren Angelo's, sondern in Beziehung auf eines der Trauerspiele in Versen — le Roi s'amuse vielleicht — geschrieben sind, denn sie ahmen vortrefflich den Wohllaut einiger Stellen nach: die man in ihnen findet:

„Où, o Hugo! huchera-t-on ton nom?
Justice encor rendu, que ne t'a-t-on?
Quand donc au corps qu'académique on nomme,
Grimperas-tu de roc en roc, rare homme?"

Und jetzt genug von Victor Hugo! — Ich verspreche Ihnen, daß Sie nichts mehr von ihm hören sollen, aber die Bedeutung, welche sein Name in England erlangte, veranlaßte mich, über die Achtung, deren er in Frankreich genießt, mich so ausführlich auszusprechen.

Rare homme!

Fünfundsechzigster Brief.

Der Boulevard des Italiens. — Tortoni. — Die Kirche der Madeleine. — Das Journal der Mistreß Butler.

Jedermann beklagt sich über die große Hitze, die seit einiger Zeit hier herrscht. Der Thermometer steht — ich weiß nicht, wie hoch, denn die Scala ist nicht meine Scala, aber ich weiß, daß die Sonne in der letzten Woche furchtbar gebrannt hat. Ich las in dieser Zeit jene schöne Erzählung von George Sand: „Lavinia," und setzte mich dabei in den kühlsten Schatten der Tuileriengärten. Hätten wir dort den ganzen Tag sitzen können, so würden wir keine Unbequemlichkeit von der Sonne gefühlt haben, aber wir mußten Besuche machen, und heute Abend sehen wir einer großen Gesellschaft entgegen.

Der Boulevard war hübscher als je, als wir heute über ihn gingen. Köstliche Blumen lockten bei jedem Schritt — eine volle Rose und eine Knospe, und zwei halb aufgeschlossene Rosen und ein Myrtenzweig für fünf Sous, aber Alles so elegant geordnet, daß das kleine Bouquet ein Dutzend andere, weniger geschmackvoll geordnete werth war. Ich sah nie so viele Menschen an einem Morgen vor den Kaffeehäusern sitzen. Als wir bei Tortoni vorbeikamen, betrachteten wir mit Wohlgefallen eine Gruppe, bestehend aus einer recht hübschen Dame und einem recht hübschen jungen Mann, die auf zwei Stühlen dicht neben einander saßen, und sich sehr angenehm zu unterhalten schienen, während die dritte Figur in der Gruppe, ein kleiner Savoyarde, der wahrscheinlich um ein Almosen gebeten hatte, wie bezaubert vor dem schönen Paare stand, und es betrachtete, als wolle er eine Scene für die gaie science studiren, deren Schüler er, glaube ich, war, denn er trug eine Mandoline. Wir ergötzten uns eben so sehr über den kleinen Minstrel, als über die Gleichgültigkeit, mit der die Gegenstände seiner Bewunderung ihn nicht zu beachten schienen.

Einige Schritte weiter stieß uns ein Stutzer

auf, der seinen Hut abgenommen hatte, und seine kohlschwarzen Locken unterwegs kämmte. Ich glaube, daß er einen solchen Grad von laisser-aller an einem Andern getadelt haben würde, aber für ihn diente es nur dazu, die Schönheit seiner Stirne und die Anmuth seiner Bewegungen bemerkbarer zu machen. Ich freute mich, daß keine klare Quelle zu seinen Füßen rieselte — das Schicksal des Narcissus würde ihn unfehlbar getroffen haben.

Gestern Abend wollten wir zum letzten Mal in die komische Oper gehen, aber wir hatten uns keine Loge genommen, und blieben daher zu Hause, bis es kühler wurde, worauf wir ausgingen, um bei Tortoni uns durch Eis zu erfrischen. Ganz Paris schien auf dem Boulevard versammelt, um frische Luft zu schöpfen, es war, wie an einem Abend in Vauxhall, wenn es sehr besucht ist, und Hunderte von Stühlen waren in doppelten Reihen besetzt.

Die Französinnen sind so reizend in ihren Anzügen zu Abendspaziergängen, daß sie mir so besser gefallen, als in ihrem größten Staat. Ein Saal voll elegant gekleideter Damen, die alle für einen bal paré bereit zu sein scheinen, ist kein ungewöhnlicher Anblick für englische Au-

gen, aber die Wahrheit gebietet mir, zu erklären, daß es vergebens sein würde, in London auf irgend einer Abendpromenade ein solches Schauspiel zu suchen, als uns der Boulevard des Italiens gestern Abend darbot. Es ist seltsam, daß es sich so verhält, denn weder die Hüte, noch die hübschen Gesichter unter ihnen stehen in England irgend andern nach, aber die Französinnen haben mehr den Takt und die Gewohnheit, elegant angezogen zu scheinen, wenn sie auch nicht in vollem Staat sind. Die Gründe, weshalb dieses der Fall ist, könnte wohl kaum eine Modehändlerin genügend erklären, ich kann nur die Thatsache berichten, daß der allgemeine Eindruck einer Abendpromenade in Paris mir eleganter erschien, als in London.

Wir waren so glücklich, die Plätze einer großen Gesellschaft zu erhalten, die von Tortoni fortging, als wir eben eintraten, und auch hier bot sich uns eine so ganz unenglische Scene dar, als jene eines Restaurant in dem Palais royal. Die beiden Säle oben, so wie auch die unten, waren voll fröhlicher Menschen. Jede Gesellschaft saß um ihren kleinen Marmortisch mit dem Eise, dessen Anblick schon ein Gefühl der Erfrischung gewährt, vor sich. Denn das

fortwährende Hineintragen vielfarbiger Eispyramiden und Waffeln, die helle Beleuchtung im Innern, die rauschende Menge außerhalb, und die muntere Fröhlichkeit, mit der Jeder dieser angenehmen Stunden sich erfreut, alles Das ist unbestreitbar französisch und noch unbestreitbarer nicht englisch.

Als wir an unserm Fenster saßen, und uns durch die Scenen innerhalb und außerhalb des Gebäudes unterhielten, wurden wir durch einige helle Blitze erschreckt, die aus einer schwarzen Wolke brachen, welche schon seit einiger Zeit meine Aufmerksamkeit erregt hatte, da sie einen schönen Contrast mit den Lichtmassen auf dem Boulevard bildete. Es regnete noch nicht, und ich schlug unserer Gesellschaft vor, gegen die Madeleine zu gehen, weil ich glaubte, daß uns dieses einige herrliche Effekte von Licht und Finsterniß in einer solchen Nacht gewähren würde. Der Vorschlag wurde angenommen; wir gingen bis an das Ende der rue royale und wendeten uns dann, um uns langsam der Kirche zu nähern. Der Effekt war noch weit schöner, als ich mir ihn gedacht hatte. Der Mond war fast noch voll, und selbst, wenn er durch die finstern Wolken bedeckt wurde, die sich von allen Seiten

zusammenzogen, gab er Licht genug, um die großen und schönen Verhältnisse des prächtigen Portiko zu sehen. Er nahm sich aus, wie das bleiche Gespenst eines griechischen Tempels, und es war einer der herrlichsten Kunstgenüsse, dessen ich mich je erfreute.

Wir konnten uns kaum entschließen, diesen Anblick zu verlassen, da er uns sobald nicht wieder geboten werden mochte. Der Sturm wurde immer heftiger und der Donner rollte, aber noch verweilten wir, und unsere Ausdauer wurde belohnt, denn das ganze große Gebäude wurde plötzlich durch einen so hellen Blitz beleuchtet, daß unsere Augen fast verblendet wurden. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich einige Mal, aber die Gefahr, bis auf die Haut durchnäßt zu werden, wurde immer drohender, und wir zogen uns schnell nach dem Boulevard zurück. Als wir wieder in die Gasbeleuchtung der Kaffeehäuser traten, war es uns, als befänden wir uns in einer andern Atmosphäre, und in einer andern Welt. Noch regnete es nicht, und die Menge saß ruhig im Freien, der Wassergefahr, die jeden Augenblick drohte, nicht achtend. So groß ist die Gewalt des Beispiels, daß, ehe wir das Ende der Promenade erreicht

hatten, wir ebenfalls mit den Uebrigen wieder umkehrten; doch wir wurden bald für unsere Thorheit bestraft, denn plötzlich ergoß sich der Regen in Strömen, und richtete eine Verwüstung unter den Federn, Blumen und Bändern an.

Ich habe mich oft gewundert, wie schnell ein volles Theater wieder leer wird, aber noch schneller war die Menge von dem Boulevard verschwunden. Was aus ihnen Allen wurde, das weiß der Himmel. — Wir flüchteten uns in die passage de l'opera, und als nach einigen Minuten der Regen aufhörte, kehrten wir nach Hause zurück.

Wir begegneten auf unserm Spaziergange einem Freunde aus England, der mit uns nach Hause ging, und obgleich es schon eilf Uhr war, willigte er ein, eine Tasse Thee mit uns zu trinken. Wir unterhielten uns über ein Buch, das die ganze Welt, wenigstens die ganze englische Welt, begierig erwartet hatte, und das wir seit zwei Tagen besaßen. Unser Freund hatte es schon gelesen, und wir sprachen über Nichts, als über Mistreß Butler's Journal. Glücklicherweise für die Ruhe unseres Theetisches waren wir Alle vollkommen derselben Mei-

nung, denn nach seinem Bericht hat man in England dafür und dagegen sehr heftig Partei genommen. Ich gestehe, daß mich dieses sehr befremdete, denn, wie es mir scheint, dringt sich Alles, was man gegen das Buch sagen kann, so sehr auf, daß es Niemand entgehen konnte. Sind aber diese offenbaren Mängel einmal anerkannt, und sie müssen durch Alle anerkannt werden, so glaube ich, daß das Talent der Verfasserin Alles mit sich reißt, und Niemand kaltblütig und vernünftig genug läßt, um sich zu erinnern, daß überhaupt Fehler vorhanden sind.

Es ist allerdings möglich, daß meine genaue Bekanntschaft mit den Scenen, die sie beschreibt, ihren geistreichen Skizzen in meinen Augen einen Reiz und einen Werth verleiht, welche sie für Diejenigen nicht haben mögen, die nicht wissen, wie treu und wie wahr sie sind. Aber dieses ist noch nicht ihr ganzes Verdienst; die Wärme des Gefühls, die poetische Beredtsamkeit, mit der sie Alles schildert, was schön ist, und Alles lobt, was gut ist, müssen jedes Herz gewinnen, und jede Phantasie begeistern.

Ich gehöre zu Denen, welche den Verlust tief bedauern, den die Bühne durch die Entfernung dieser Dame erlitten hat; aber ihre Schrift

zeugt nach meiner Ansicht von so überwiegenden literarischen Talenten, daß ich mir schmeichle, wir haben durch den Tausch noch gewonnen. Sie sagt in ihrem Journal, sie hätte eine Novelle angefangen: ich wünsche, daß sie schon vollendet wäre, und da ich es für unmöglich halte, daß ein Geist, wie der ihrige, unthätig bleiben kann, so hoffe ich, wir werden bald ein Zeichen ihrer Erinnerungen aus England über den atlantischen Ocean erhalten. Es läßt sich nicht daran zweifeln, daß ihre nächste Leistung weniger Fehler enthalten wird, als die letzte, weil jene Fehler ganz der Art sind, wie man sie in dem Journal einer sorglosen jungen Reisenden findet, die einige unterwegs aufgehaschte Phrasen scherzweise vorbringt, aber wir dürfen nur die Stellen lesen, in denen sie gewiß nicht scherzt, in denen Poesie, Gefühl, Herzensgüte und Frömmigkeit in jeder Zeile sich aussprechen, um uns zu überzeugen, welches ihre Sprache ist, wenn sie es ernsthaft meint. Bei diesen Gelegenheiten ist ihr Ausdruck der Gedanken würdig, die er wiedergeben soll, und ich kann ihr kein höheres Lob ertheilen.

Sechsundsechzigster Brief.

Discussion zwischen einem Engländer und einem Franzosen. — Nationaleigenthümlichkeiten.

Ich theilte Ihnen gestern mit, daß wir trotz der schrecklichen Hitze am Abend in eine große Gesellschaft gehen wollten. Wir hielten Wort, obgleich ich mich nur schwer dazu entschließen konnte, aber zu unserm Erstaunen und Vergnügen waren die Zimmer der Mistreß M— sehr kühl und angenehm. Das erste Zimmer war mit den herrlichsten Blumen geziert, und unter ihnen standen so viele gläserne Vasen für Goldfische, daß die Luft schon durch die Ausdünstung des Wassers sehr abgekühlt werden mußte. Dieses Zimmer wurde durch eine große Lampe, die in der Mitte hernieder hing, erleuchtet, welche mit Gaze umgeben war, damit das Licht nicht so sehr blendete, und wo=

durch die Beleuchtung auf die Blumen einen herrlichen Effekt machte. Die breiten Fenster standen offen, nur dünne Vorhänge waren herabgelassen, und das ganze Zimmer, die kühle Luft, der balsamische Wohlgeruch und das milde Licht waren so bezaubend, daß wir uns nur mit Mühe entfernten, um der Mistreß M—, die in einem größern Zimmer sich befand, unsere Komplimente zu machen.

Der größte Theil der Gesellschaft bestand aus Landsleuten. Nachdem wir uns etwas umgesehen hatten, kehrten wir zu den Fischen und den Myrtenbäumchen zurück, und da ein sehr schöner Mann in einem der andern Zimmer Stellen aus komischen Opern sang, und eine Menge sehr schöner Damen ihm zuhörte, so daß die Gesellschaft meistens sich dorthin zog, so hatten wir das Glück, frische Luft und ein Sopha à notre disposition zu finden, so wie wir auch das Eis, wenn es vorbeikam, bei uns aus der ersten Hand anhalten konnten. Sie können sich denken, daß wir in einem so angenehmen Aufenthalt nicht lange allein blieben, und in der That versammelte sich auch bald um uns eine auserwählte Comité. Hier saßen wir nun bis nach Mitternacht und er-

freuten uns vieler Genüsse, die selten in einer sehr großen Gesellschaft in sehr heißem Wetter dargeboten werden.

Und worüber unterhielten wir uns? — Ich glaube, es würde leichter sein, die Gegenstände aufzuzählen, von denen wir nicht sprachen, als die, von denen wir sprachen. — Jeder schien der Ansicht zu sein, daß es zu ermüdend sein möchte, irgend einen Gegenstand gründlich zu erörtern. Die ganze Gesellschaft, aus sieben Personen bestehend, waren Landsleute, mit der Ausnahme eines Einzigen, und dieser Eine war — er wird mich entschuldigen, denn ich nenne ihn nicht — dieser Eine war ein sehr liebenswürdiger junger Franzose.

Als wir uns eine Zeit lang über dieses und jenes unterhalten hatten, warf dieser junge Mann die Frage auf, ob er nicht de trop in der coterie sei. — „Sind Sie nicht gênés, sagte er, daß ich hier bin, um zu hören, was Sie und die Ihrigen von uns und den Unsrigen sagen könnten? — soll ich so liebenswürdig sein, mich zu entfernen?“ —

Eine allgemeine und entschiedene Verneinung wies diesen Vorschlag zurück, doch Einer von der Gesellschaft brachte ein Amendement

vor. „Lassen Sie uns," sagte er, „übereinkommen, über Frankreich und die französische Nation so zu sprechen, als wären Sie nicht gegenwärtig, und behandeln Sie, der Sie drei Monate in England waren, uns ganz in derselben Weise. Wir sind Alle zu sanftmüthig, um durch unsern Patriotismus uns in Harnisch bringen zu lassen; es ist daher keine Gefahr vorhanden, daß wir uneinig werden." —

„Ich würde auf den Vorschlag gleich eingehen," sagte der Franzose, „aber sechs gegen einen, ist das nicht eine zu ungleiche Partie?"

„Nein, nicht im geringsten," erwiederte der Andere, „denn es ist bekannt, daß ein Franzose sechs Engländern zu antworten versteht."

„Eh, bien" — sagte der gefällige Pariser, — „ich will mein Bestes thun. Fangen Sie an, meine Damen, wenn es Ihnen gefällig ist." —

„Nein! Nein! Nein!" — riefen mehrere weibliche Stimmen zugleich. „Wir wollen nichts damit zu thun haben, machen Sie es unter sich selbst aus; wir wollen die Richterinnen sein, und den Sieger belohnen." —

„Das ist noch schlimmer," entgegnete unser Feind lächelnd, „wenn dieses die Kampfgesetze

sind, so wird der Spruch à coup sûr gegen mich erfolgen. Wie können Sie ein blindes Zutrauen von mir erwarten?" —

Wir protestirten gegen diesen Zweifel an unserer Gerechtigkeit, versprachen so unparteiisch zu sein, als Zeus, und forderten die Ritter auf, in die Schranken zu treten.

„Also," sagte der Engländer, „mir steht St. Georg zur Seite — und Gott beschützt das Recht!" —

„Und mir St. Denis" — erwiederte der Franzose, „indem er seine rechte Hand auf die Brust legte. „Mon bras — non —

„Ma langue à ma patrie,
Mon coeur à mon amie,
Mourir gaiement pour la gloire et l'amour.
C'est la dévise d'un vaillant troubadour."

„Allons! — nun sagen Sie mir, St. George, wie vertheidigen Sie die englischen Gebräuche gegen die Damen, gegen die liebenswürdigsten Damen in der Welt, n'est-ce pas? — von Tische aufzustehen, das Zimmer und die Herren zu verlassen — mit niedergeschlagenen Augen und schüchternen Schritten, ohne einen einzigen preux chevalier, der ihnen auf ihrem traurigen Wege Schutz anbietet oder Gesellschaft leistet, aus dem

geselligen Kreise verbannt und verwiesen. — Ich versichere Ihnen, daß ich folternde Qualen erduldete, als dieses geschah, und ich meiner Sünden wegen Zeuge davon sein mußte. Croyez-moi, ich wäre gern à quatres pattes ihnen nachgeschlichen, wenn ich es gedurft hätte. — Ach! Sie wissen nicht, welche Ueberwindung es einen Franzosen kostet, ruhig zu bleiben, wenn er gezwungen ist, ein solches Schauspiel anzusehen! — Ich glaubte für mein ganzes Leben entehrt zu sein, aber ein Versprechen band mich. — Der Freund, den ich in die Gesellschaft begleitete, wo ich ein Zeuge dieser Schreckensscene war, hatte mich auf das vorbereitet, was ich zu erdulden haben würde. — Ich erduldete es — aber ich habe mir es noch nicht verzeihen können, an einer so empörenden Barbarei theil genommen zu haben."

„Die Herren bleiben nur zurück, um die Gesundheit der schönen Damen zu trinken," sagte unser St. George sehr kaltblütig, „und ich zweifle nicht, alle Damen würden Ihnen gestehen, wenn sie aufrichtig sprechen wollen, daß sie herzlich froh sind, eine halbe Stunde der Herrn los zu werden. Sie können sich nicht denken, welch ein angenehmes Zwischen-

spiel dieses für sie ist; sie trinken Kaffee, besprengen ihre Fächer mit esprit de rose, und sind bereit, neuer Eroberungen sicher, wieder auf den Kampfsplatz zu treten. — Aber was kann St. Denis zur Vertheidigung eines Franzosen sagen, der drei Damen zugleich die Cour macht, wie ich es gestern Abend in der Oper von Ihnen sah!" —

„Sie verkannten die Sache ganz, mon cher, ich machte nicht die Cour, ich brachte nur meine Huldigung dar. Wir sind verpflichtet, das ganze Geschlecht anzubeten, und alle die petits soins, die wir den Damen öffentlich erzeigen, sind nur die Ceremonien dieser unserer nationellen Verehrung. — Wir machen nie öffentlich die cour — ce n'est pas dans nos moeurs. — Aber wollen Sie mir wohl erklären, weshalb die Engländer den sehr merkwürdigen Gebrauch haben, ihre Weiber mit jenem häßlichen Strick um den Hals auf den Markt zu führen, und sie dort für die geringe Summe von drei Francs zu verkaufen? — Ah! sein Sie überzeugt, wenn ein einziger Franzose in ihren Smith-fields wäre, wenn sich dieses ereignet, so würde er sie alle aufkaufen und ihnen dann ihre Freiheit geben." —

Der St. George lachte, erwiederte aber dann sehr ernsthaft, diese Sitte sei sehr nützlich, weil sie es einem Engländer möglich mache, ein Weib los zu werden, sobald er finde, daß sie des Behaltens nicht werth sei. — „Aber wollen Sie mir sagen," fuhr er fort, „wie es kommt, daß Sie so unmenschlich sein können, über Ihre unschuldigen jungen Töchter und Schwestern zu verfügen, als seien sie virginische, auf Ihrem Grund und Boden geborne Sklavinnen, und sie den Meistbietenden zu überweisen, ohne die reizenden kleinen Geschöpfe nur im geringsten um ihre Einwilligung zu fragen?" —

„Wir sind zu sehr für unsere jungen Töchter und Schwestern besorgt," — erwiederte der Vertheidiger Frankreichs, — „als daß wir uns nicht nach einer geeigneten Verbindung für sie umsehen sollten, ehe sie eine weniger vorsichtige Wahl für sich selbst treffen konnten. — Aber wie kommen englische Aeltern dazu, ganze Schiffsladungen junger englischer demoiselles, — si belles, qu'elles sont — auf die andere Seite der Erde zu schicken, um Männer für sie zu finden?" —

Unser Ritter besann sich einen Augenblick,

ehe er antwortete, und ich glaube, daß wir Alle für ihn zitterten, endlich aber erwiederte er:

„Es ist billig, daß, wenn Nationen ihre Eroberungen auf die andere Seite der Erde ausdehnen, und ihre Generale und ihre Richter dorthin schicken, um für sie Besitz zu nehmen, und ihn zu behaupten, daß ihre schönen Landsmänninnen diese Ehre theilen. — Aber wollen Sie mir wohl erklären, wie es kommt, daß die ehrwürdigen Großmütter Frankreichs es für nothwendig halten, in einem Contretanz, ja selbst in einem Walzer, zu figuriren, so lange sie glauben, noch Kräfte genug zu haben, um nicht auf die Nase zu fallen?" —

„Vive la bagatelle! — ist das Erste, was wir in den Armen unserer Ammen hören, und der Himmel verhüte, daß Einer von uns lange genug lebe, um es zu vergessen" antwortete der Franzose. — „Aber, wenn die Frage nicht zu unbescheiden ist, wollen Sie mir dann wohl sagen, glorreichster St. George, in welcher Schule der Philosophie die Engländer lernten, Genugthuung für ihre verwundete Ehre in der Annahme einer Summe Geldes von den Geliebten ihrer Gattinnen zu suchen?" —

„Mächtigster St. Denis," erwiederte unser

Ritter, „ich ersuche Sie, keinen Gegenstand zu berühren, der mit den ehelichen Verhältnissen, wie sie jetzt in England stattfinden, in Verbindung steht, denn ich glaube, Sie würden längere Zeit bedürfen, sie zu begreifen, als Ihnen zu Gebote steht. — Sie werden mir aber vielleicht in kürzerer Zeit erklären können, wie es kommt, daß bei einem so munteren Volk, als das französische, dessen Lieblingsspruch, wie Sie sagen: vive la bagatelle! ist, so häufig der Fall vorkommt, daß ein Freund oder eine Geliebte zu einem tête à tête über einer Pfanne mit glühenden Kohlen bei verschlossenen Thüren und Fenstern, um zu verhindern, daß keiner von beiden überlebe, eingeladen wird."

„Es kommt," erwiederte der Franzose, „von unserer innigen Bekanntschaft mit England, wo während des Monats November die eine Hälfte der Bevölkerung sich erhängt, und die andere beschäftigt ist, jene abzuschneiden. Das System der Kohlendampf-Erstickung ist ein Verbesserungsversuch ihres Verfahrens, und ich glaube, daß er im Ganzen vorzuziehen sein möchte. Aber darf ich Sie fragen, unter welcher Regierung das Gesetz durchging, welches

jedem Engländer erlaubt, seine Frau mit einem Stock zu schlagen, der so dick ist, wie ein Daumen, und ob auch das Gesetz eine Bestimmung für den Fall vorgesehen hat, daß der Daumen eines Mannes durch die Gicht noch einmal so dick geworden ist.“ —

„Es ist durch eine Jury von Aerzten entschieden worden,“ sagte unser gewandter Vertheidiger, daß in solchen Fällen die Abnahme der Kräfte im genauen Verhältniß zu der Anschwellung des Daumens steht, und deshalb wurde kein besonderes Gesetz in Beziehung auf diese mögliche Veränderung vorgeschlagen. Was die Bestimmung selbst betrifft, so giebt es keine Frau in England, die Ihnen nicht sagen wird, daß sie eben so lobenswerth als ehrwürdig ist.“

„Die Engländerinnen müssen Engel sein,“ rief der Vertheidiger Frankreichs, indem er plötzlich von seinem Stuhle aufsprang, — „Engel, denn sonst“ — indem er um sich blickte — „könnten sie nicht lächeln, wie jetzt, während von einer so schrecklichen Tyrannei in ihrer Gegenwart die Rede ist.“ —

Was der St. Denis so höflich ein Lächeln nannte, war ein recht herzliches Gelächter, das ihn doch etwas zu befremden schien. „Ich

will Ihnen sagen, woran Sie mich jetzt erinnern," fuhr er fort, indem er sich niedersetzte. — „Lasen oder sahen Sie je den médecin malgré lui!" —

Wir bejahten diese Frage.

„Eh bien — erinnern Sie sich einer gewissen Scene, in welcher ein gewisser guter Mann in ein Haus tritt, aus dem er das Geschrei eines Weibes ertönen hörte, die durch ihren Mann schrecklich geschlagen wurde?" —

Wir alle nickten bejahend.

„Eh bien — und erinnern Sie sich, wie Martine, das geschlagene Weib, den Vermittler empfängt — et je veux qu'il me batte, moi. — Voyez-vous, mes dames, ich bin jenes mitleidige Individuum, jener gutmüthige Robert, und Sie — Sie sind, Jede von Ihnen, eine vollkommene Martine." —

„Sie scheinen zornig zu werden, Herr Ritter," — sagte Eine von den Damen — „und wenn das geschieht, so müssen wir Sie gleich für überwunden erklären." —

„Ja, ich bin überwunden — ich gebe den Kampf auf — ich sehe deutlich, daß ich nichts über die Sache weiß. Was ich für nationelle Barbarei hielt, dessen scheinen Sie als natio-

neller Vorrechte sich zu rühmen. — Allons — je me rends.“ —

„Wir haben aber noch nicht das Urtheil gesprochen,“ sagte ich, „aber vielleicht sind Sie mehr ermüdet, als überwunden. — Sie bedürfen nur einige Ruhe, und dann werden Sie bereit sein, den Kampf wieder aufzunehmen.“ —

„Non! absolument non — aber ich will gern die Segel streichen und gestehen, wie sehr ich England bewundere.“ —

Die Unterhaltung nahm jetzt eine andere Wendung, und hörte nicht auf, bis die Anzahl der Gäste, die bei uns vorbei sich nach Hause begaben, uns endlich veranlaßte, ihrem Beispiel zu folgen.

Siebenundsechzigster Brief.

Die Deputirtenkammer. — Bestrafung der Journalisten. — Das Institut für die Belebung der Industrie.

Ich glaube, daß von allen Damen in der Welt die Engländerinnen die meiste Theilnahme für die öffentlichen Verhandlungen einer Repräsentantenkammer haben. Der Grund dafür ist einleuchtend; sie sind die Einzigen, denen dieses Vorrecht in ihrem eigenen Vaterlande verweigert wird, wenn ich auch glaube, daß sie im Allgemeinen geneigt sind, diese Ausschließung als ein Kompliment zu betrachten, da sie eine Art von Besorgniß anzudeuten scheint, ihre Unterhaltung möge so anziehend sein, daß die Solone und Lykurge von ihrer Pflicht abgehalten werden könnten.

Aber so gern sie sich dieser Entbehrung auch zu Hause fügen, so ist es doch eine gewisse

Thatsache, daß die Engländerinnen gern der gesetzgebenden Versammlungen im Auslande beiwohnen. Es liegt auch allerdings etwas sehr Großartiges darin, die moralische Kraft eines ganzen Volkes versammelt zu sehen, um ihre Macht für die Wohlfahrt und Sicherheit von Millionen Menschen auszuüben. Ich befürchte jedoch, daß das Schauspiel, sobald man sehr vertraut mit ihm geworden ist, an seinem Interesse sehr verlieren möchte, und daß, wenn man fortwährend von einer so bequemen Loge aus, als wir gestern in der Deputirtenkammer einnahmen, Zeuge der Verhandlungen wäre, jene Ehrfurcht, mit der wir von dort auf die versammelte Weisheit Frankreichs herab blickten, bald bedeutend vermindert werden dürfte.

Die Einrichtung dieses Lokals für Zuschauer ist sehr zweckmäßig. Von den Gallerien aus übersieht man das Ganze vollkommen, und wenn der Redner durch irgend Jemand gehört und verstanden werden kann, so ist es gewiß von hieraus. Ein anderer Vortheil für Fremde ist die genaue Bezeichnung des Platzes eines jeden Mitgliedes, so daß man auf einen Blick weiß, wo man den schreienden Republikaner, den melancholischen Legitimisten und den thäti-

gen Doctrinair zu suchen hat. Am Eingang kann man für einen Franc eine table figurative der Kammer haben, in welcher der Platz und der Name eines jeden Mitgliedes genau bezeichnet ist.

Dieses ist den Fremden eine schätzenswerthe Hülfe. Es ist sehr angenehm, einen Mann mit Feuer und Beredtsamkeit sprechen zu hören, möge er sein, wer er wolle, aber es erhöht den Genuß bedeutend, wenn man zugleich weiß, wer und was er ist. Ist er ein Minister, so hat jedes Wort mehr oder weniger Gewicht nach — den Umständen, und gehört er zu der Opposition, so ist man ebenfalls mehr au fait in Beziehung auf den Werth seiner Aeußerungen und Gesinnungen.

Die Angelegenheit, mit der sich die Deputirtenkammer beschäftigte, war aufregend und interessant genug. Es wurde nämlich über die Geld- und Gefängnißstrafen berathschlagt, welche den Journalisten auferlegt werden sollten, die in Beziehung auf den Riesenprozeß das Gesetz und den Anstand verletzt hatten. Der General Bugeaud hielt eine vortreffliche Rede über den Mißbrauch der Freiheit der Presse, ein Gegenstand, der gewiß den Sophisten schon hin-

reichenden Stoff gewährt hat. Es erfordert allerdings vielen moralischen Muth, um kühn zu behaupten, daß diese unbeschränkte Gewalt, welche man seit vielen Jahren als den größten Segen darstellte, der dem Volk bewilligt werden könne, in der That ein gefährliches Uebel ist. Wäre diese unbeschränkte Gewalt nur durch Demagogen und Unzufriedene vertheidigt worden, so würde die Frage nicht so schwer zu behandeln sein, als jetzt, aber es haben sich so viele rechtliche Männer für diese Freiheit verwendet, daß das Gesetz nur mit der größten Vorsicht einschreiten darf.

Es ist allerdings nichts so verführerisch, als die Trugschlüsse, mit denen ein junger Enthusiast für die Freiheit zu beweisen sucht, die uneingeschränkte Ausübung der Fähigkeiten des Geistes sei nicht allein ein angebornes Recht eines jeden Menschen, sondern diese Ausübung müsse auch nothwendigerweise für das ganze menschliche Geschlecht eine Wohlthat sein. Wie leicht ist es, von den Verlusten zu sprechen, welche die immer sich vermehrende Masse menschlicher Kenntnisse in Folge der Beschränkung des Geistes durch die Macht des Staates erleiden müsse. Wie leicht ist es, mit gehässigen Far-

ben die Tyrannei zu schildern, die dem Streben des unsterblichen Geistes entgegentritt, und dennoch ist es so klar, wie das glänzende Licht des Himmels, daß alle Leiden, die alle Tyrannen, welche jemals die Erde mit ihrem Fluch belasteten, den Menschen zufügten, mit dem Einfluß einer uneingeschränkten Presse sich nicht in Vergleichung stellen lassen.

Der Einfluß der Presse ist unstreitig die gefährlichste Waffe, welche die Vorsehung den Menschen gestattet hat. Wird sie zu guten Zwecken angewendet, so hebt sie uns in geistiger Beziehung auf eine höhere Stufe, als Plato in seinen Träumen jemals ahnete, wird sie aber zum Bösen angewendet, so kann der Fürst der Finsterniß sich mit ihrer Kraft nicht messen. — Er hat keine Waffe, wie diese.

Was sind die Verführungen der Welt, vor welchen der fromme Prediger warnt, gegen die Verderbniß, die einer giftigen Schlange gleich, von dieser Macht in den Busen der Unschuld geschleudert wird? — Wie kann man ihr entweichen, wo kann man vor ihr Schutz finden? — Gotteslästerung, Verrath und Ausschweifungen können die Moralität eines jeden Volkes

untergraben, dem gesetzlich eine freie Presse bewilligt ist.

Diese Wahrheit wird gewiß, wenn auch nur nach und nach, allgemein anerkannt werden, und wenn die Gesellschaft überhaupt nicht auseinander fällt, so werden unsere Enkel sich wahrscheinlich des Segens der Wissenschaft erfreuen, ohne deren Fluch befürchten zu müssen. Das Haupt der Schlange wurde zerschmettert, und deshalb dürfen wir in dieser Beziehung Hoffnungen hegen, aber noch sind sie nicht erfüllt. —

Die Diskussionen in der Kammer über diesen wichtigen Gegenstand waren nicht allein gestern, sondern überhaupt seitdem diese Frage angeregt wurde, sehr interessant. Nie wurde das Recht und das Unrecht einleuchtender dargelegt, als in einigen Reden über diese Frage, und von der anderen Seite ging die Frechheit nie weiter, als in einigen Vertheidigungen für die gérans der angeklagten Journale. Herr Raspail spricht z. B. sein Erstaunen darüber aus, daß die Pairskammer, statt über die Freiheiten, die man sich gegen sie erlaubte, sich verletzt zu fühlen, nicht vielmehr ihre Dankbarkeit für die nützlichen Lehren, die man ihr gegeben habe,

bezeuge. Er berichtet zugleich in derselben Vertheidigung, — wie er sie zu nennen beliebt, — daß die Redakteure des Réformateur den Beschluß gefaßt haben, jeden Artikel, den die Angeklagten oder ihre Vertheidiger ihnen mittheilen würden, unverändert bekannt zu machen.

Dieser Entschluß soll also Alles entschuldigen, was ihr Journal enthalten mag. — Schließlich folgt eine Erklärung, des Inhalts, daß, wer einen Mitmenschen zu den Schrecknissen der Gefangenschaft verurtheilt, dieselbe Strafe für die Zeit von zwanzig Jahren, als eine Buße für sein Verbrechen verdient. — Dieses ist logisch! —

Es liegt etwas so Gemeines und Unverschämtes in dem Benehmen und der Sprache aller Anhänger dieser Lyoner Gefangenen, daß die Partei wohl nicht sehr zu fürchten sein möchte. Nachdem die Pairskammer beschlossen hatte, die Personen, welche den Protest gegen ihr Verfahren unterzeichneten, sollten zur Rechenschaft gezogen werden, schickten zwei Individuen, deren Namen in dieser Akte nicht mit aufgenommen waren, eine Petition, in welcher sie darum baten, daß es geschehen möge. Ich weiß nicht, welche offizielle Antwort auf die trotzige Hand-

lung erfolgte, aber man sagte mir, einer der Anwesenden habe vorgeschlagen, ihnen Folgendes zu erwiedern:

„Der Pairshof bedauert, das Gesuch nicht bewilligen zu können, da der Beschluß schon gefaßt worden ist, wenn diese Herren es jedoch wünschen, so können sie in der nächsten Anklage wegen Hochverrath mit aufgenommen werden.“

* * *

Am Abend besuchten wir das Institut für die Belebung der Industrie. Die Sitzung wurde in der Salle St. Jean im Hotel de ville gehalten. Sie war sehr besucht, und für einen Fremden außerordentlich interessant. Die Reden mehrerer Mitglieder waren vortrefflich, ich hörte nichts von jenem Bombast, der seit Kurzem in England bei ähnlichen Gelegenheiten so oft vorgebracht wird, nichts, was die Absicht verrieth, die achtungswerthen Bürger der Hauptstadt glauben zu machen, sie würden durch weise Männer als die erste Klasse der Gesellschaft betrachtet.

Die Reden waren vortrefflich darauf berechnet, Thätigkeit, Wetteifer und Industrie anzuregen, und ich glaube wirklich, daß kein einziges ungehöriges Wort gesprochen wurde. Meh-

rere wichtige Erfindungen und Verbesserungen wurden bekannt gemacht, und die Versammlung ward durch einige Stücke, die auf einem Pianoforte von neuer Construction gespielt wurden, sehr aufgeheitert.

Mehrere Preise wurden ausgetheilt, und mit jenem Entzücken angenommen, dessen Zeuge man so gern ist, aber sie waren alle für nützliche praktische Verbesserungen bestimmt, und nicht, wie es in London vor Kurzem der Fall war, für Versuche. Einer der dortigen Preise war, wie ich aus den englischen Zeitungen ersehe, für den besten „Versuch über die Erziehung" ausgesetzt. Der praktische Sinn, dessen wir uns so lange rühmten, scheint ausgewandert zu sein, und hier seine Heimath gewählt zu haben, denn trotz der letzten Revolution hört man nichts Aehnliches diesseits des Kanals; die Handwerker sind immer noch Handwerker, und wenn sich auch einige derselben bei einer Flasche Wein eifrig mit Politik beschäftigen, so hörte ich doch nicht, daß sie ihre Nadeln und Hämmer bei Seite legten, um Versuche über die Erziehung zu schreiben.

Diese Verwechselung der Beschäftigungen erinnert mich an eine Unterredung über die beste

Art und Weise, in der eine Nation ihre Gelehrten aufmuntern und belohnen könne. Ein Engländer bemerkte ruhig, er glaube, eine mäßige Pension sei die zweckmäßigste Belohnung, die der Staat darbieten könne.

„Glauben Sie das wirklich?" — erwiederte ein Anderer, der ein amateur und ein connaisseur, und ein bel esprit und ein Antiquar und ein Kritiker und ein Dichter ist. — Meine Ansichten sind sehr verschieden. — Du lieber Himmel — welche Belohnung für einen Mann von Genie, — was würden Sie denn einer alten Amme geben?" —

„Ebenfalls eine Pension," — entgegnete Jener.

„Ich dachte mir es wohl. — Sie wollen also die unsterblichen Bestrebungen des Genies eben so belohnen, wie eine alte Frau, die einige Kinder in Schlaf gewiegt hat." —

„Und welche Belohnung würden Sie vorschlagen?" — fragte der Andere.

„Ich würde unseren Männern von Genie die höchsten Aemter und Würden des Staates anvertrauen." —

„Ja, aber diese nehmen eine Thätigkeit in Anspruch, welche die geistigen Arbeiten, die

Sie befördern wollen, verhindern würde. Es sollte mich sehr betrüben, wenn ich hörte, daß Dr. Southey zum Secretair im Kriegsministerium ernannt worden sei, und doch verdiente auch er eine Belohnung von seinem Vaterlande." —

„Ein Mann von Genie, mein Herr, kann nicht genügend belohnt werden. Eine unbedeutende Pension vermag ihn nicht zu bezahlen. — Er sollte in das Parlament gewählt werden, er sollte" — —

„Ich denke, mein Herr, er sollte frei über seine Zeit verfügen können. Dieses wird besser für ihn sein, als jede Würde und jedes Amt."

„Gerechter Himmel," — erwiederte der Enthusiast, aber als er aufblickte, hatte sein Gegner sich schon entfernt.

Achtundsechzigster Brief.

Spaziergang nach dem Marché des Innocens. — Der entflogene Kanarienvogel. — Ein Straßenredner. — Begräbnißplatz der während der Julitage Gebliebenen.

Ich muß Ihnen heute Bericht über die Abenteuer erstatten, die mir auf einer course à pied nach dem Marché des Innocens begegneten. Sie müssen wissen, daß in einer der Ecken dieses Marktes ein Laden liegt, in welchem alle die nothwendigen Kleinigkeiten für Damen, die wir mit dem Ausdruck haberdashery bezeichnen, ein Ausdruck, der mir durch eine Freundin übersetzt wurde mit avoir d'acheter, zu haben sind. Mein Magazin à la mère de famille auf dem Marché des Innocens entspricht ganz dieser Uebersetzung, denn es giebt Wenig, was eine Dame dort nicht kaufen könnte. Als ich mich dahin

begeben wollte, sah ich vor mir eine Volksmenge versammelt, die ich anfangs für einen Pöbelhaufen hielt, und ich war schon geneigt, zurückzukehren. Da ich jedoch eine Dame von sehr anständigem Aeußern in der Thüre eines Ladens bemerkte, so fragte ich sie über die Ursache einer so ungewöhnlichen Volksversammlung in einem so ruhigen Theile der Stadt, aber unglücklicherweise bediente ich mich einer Phrase, die mit Lächeln aufgenommen wurde. Meine Worte waren, wenn ich mich recht erinnere: „Pourriez-vous me dire, Madame, ce que signifie tout çe monde? — Est-ce qu'il y a quelque mouvement?"

Dieses unglückliche Wort mouvement ergötzte sie sehr, denn es ist die Phrase, deren man sich jetzt von allen wirklichen politischen Bewegungen bedient, und sie war bei dieser Gelegenheit eben so lächerlich, als wenn Jemand, der vierzig bis fünfzig Menschen um einen zerbrochenen Wagen in London versammelt sieht, seinen Nachbar ernsthaft fragen wollte, ob diese Volksversammlung eine Revolution bedeute.

„Mouvement?" wiederholte sie mit einem sehr bedeutsamen Lächeln, „est-ce que madame est effrayée? — Mouvement — oui, madame,

il y a beaucoup de mouvement; mais cependant c'est sans mouvement — C'est tout bonnement le petit serin de la machande de modes là bas, qui vient de s'envoler. Je puis vous assûrer la chose," fügte sie lächelnd hinzu, „car je l'ai vu partir." —

„Ist das Alles?" sagte ich. „Ist es möglich, daß das Entfliegen eines Vogels alle diese Menschen zusammenbringen konnte?"

„Oui, madame, rien autre chose — Mais regardez — voilà les agens de police, qui s'approchent pour voir ce que c'est — ils en saisissent un, je crois. — Ah! ils ont une manière si étonnante, de reconnaître leur monde."

Diese letzte Andeutung entschied mich ganz zur Rückkehr, und ich dankte der höflichen bonnetiere für ihre Mittheilungen.

„Bon jour, madame," erwiederte sie mit einem seltsamen Lächeln, „bon jour, soyez tranquille — il n'ya pas de danger d'un mouvement."

Ich bin überzeugt, sie war die Frau eines Doctrinairs, denn Nichts empört die ganze Partei vom Höchsten bis zum Geringsten so sehr, als wenn man andeutet, man halte es für möglich, daß ein Aufstand ihre theure Ruhe stören könne. Bei dieser Gelegenheit dachte ich

aber an nichts Aehnliches, und sündigte nur durch einen Sprachfehler.

Ich kehrte nach Hause zurück, und begab mich dann in Begleitung eines Herrn wieder auf den Weg. Dieses Mal erreichte ich den Marché des Innocens ohne andere Abenteuer, als daß ich zwei Mal mit Koth bespritzt wurde, und fast drei Mal übergefahren worden wäre. Nachdem ich meine Einkäufe gemacht hatte, schlug mein Begleiter mir vor, über den Markt nach dem Monument zu gehen, welches über einem halben Dutzend oder einem halben Schock revolutionnairer Helden errichtet wurde, die nicht weit von der Fontaine den 29. Juli 1830 fielen und begraben wurden.

Als wir die kleine Umzäunung erreichten, bemerkten wir einen Mann, dem ein Mädchen und ein kleiner Knabe mit der größten Aufmerksamkeit zuhörten.

Ich war neugierig, zu vernehmen, was er sagte, und schlich mich doucement, doucement, ganz nahe heran, indem ich mit fast eben so ehrerbietiger Aufmerksamkeit ihn ansehen mochte, als das Mädchen, an das seine Rede gerichtet war. Er bemerkte unsere Annäherung, ließ sich aber nicht stören; im Gegentheil, er schien sich

über die vermehrten Zuhörer zu freuen, denn er wurde lebhafter in seinen Gestikulationen, und erhob seine Stimme.

Ich will es nicht versuchen, Ihnen seine Rede wörtlich mitzutheilen, denn einige seiner Phrasen waren so seltsam, oder wenigstens so neu für mich, daß ich ihrer mich nicht wieder erinnern kann, aber ihr Inhalt machte auf mich und meinen Gefährten großen Eindruck, weil sie so eigenthümlich den Geist und das Wesen der Partei aussprach, welcher er offenbar angehörte.

Er sprach über die grausame Behandlung der liebenswürdigen, patriotischen und edel gesinnten Gefangenen im Luxembourg.

„Wofür kämpften wir," sagte er, indem er auf die Gräber zeigte, „geschah es nicht, um Frankreich und die Franzosen frei zu machen? — Also Das nennen sie Freiheit, wenn sie Patrioten in ein Gefängniß werfen? — Was? kann man einen Sklaven schlimmer behandeln? — Die Sklaven tragen Fesseln, qu'est-ce que cela fait? — Wenn ein Mann im Gefängniß sitzt, so kann er nicht weiter gehen, als wenn er gefesselt wäre — c'est clair — es ist ganz dasselbe und die Franzosen sind wieder Sklaven

— das ist Alles, was wir durch unsere Revolution erreicht haben.“ —

Das Mädchen, welches mit unermüdeter Aufmerksamkeit, und, wie ich glaube, mit großer Bewunderung, ihm zuhörte, warf dann und wann einen Blick auf uns, um zu sehen, welchen Eindruck seine Rede auf uns machen möchte. Meine Aufmerksamkeit war eben so sehr auf den Redner gerichtet, als die ihrige, und ich hätte gern seine Gründe gehört, weshalb kein Franzose, er möge gethan haben, was er wolle (außer vielleicht, wenn er seinem Könige gehorchte, wie die unglücklichen Schlachtopfer der Volkstyrannei in Ham), jemals in seiner Freiheit beschränkt werden solle, weil sie für Freiheit gekämpft hatten, und der Aufenthalt im Gefängniß unfrei war, und sofort in seinem logischen Zirkel. Aber mit seiner Heftigkeit vermehrte sich auch die Anzahl seiner Zuhörer, und da ich nicht gern an demselben Tage zum zweiten Mal einem mouvement beiwohnen, oder wenigstens mich nicht der Unannehmlichkeit aussetzen wollte, die Polizei einer Volksmenge sich nähern zu sehen, unter der ich mich befand, so ging ich fort. Die letzten Worte, die ich von ihm hörte, indem er mitleidig auf die Gräber zeigte, waren:

„V'la les restes de notre revolution de Juillet.“ — Dieser Bursche sprach wirklich so offen von Hochverrath, daß ich froh war, ruhig davonzukommen, aber es freute mich zugleich, einen so merkwürdigen Beweis der Volksberedtsamkeit gehört zu haben.

Wir verweilten so lange an den Gräbern, indem wir diesem Manne zuhörten, daß ich die Inschrift eines derselben lesen konnte. Der Name des Juli-Schlachtopfers, das hier begraben lag, war: Hapel, du Département de la Sarthe, tué le 29. Juillet 1830.

Nichts ist lächerlicher, als der Anblick dieses Begräbnißplatzes der Unsterblichen, mit seinen Fahnen und den Lanzen und Hellebarden. Aehnliche Monumente findet man in dem östlichen Hofe des Louvre, und ich glaube noch an einigen andern Orten. Wenn man es für rathsam erachtete, diese ungeweihten Gräber dem Andenken zu widmen, so würde ein besserer Geschmack gebieten, würdige Denkmäler aufzurichten. Wenn die Leichen Derjenigen, die hier fielen, wirklich hier ruhen, so würde es mehr Achtung für sie und ihre Sache zeigen, wenn man ihnen ein christliches Begräbniß im Kirchhof père Lachaise mit solchen Ehren, seien sie nun

verdient oder nicht, wie die öffentliche Stimmung verlangt, bereitete, und die Zeit und Art ihres Todes als eine historische Erinnerung bezeichnete. Dieses würde ein Nationalgefühl andeuten, und etwas Achtungswerthes haben, was man jetzt gewiß nicht von den verbleichenden Fahnen sagen kann, die in dem Styl der Decorationen einer wandernden Schauspielertruppe über ihnen wehen.

Als wir diesen Ort verließen, richtete sich meine Aufmerksamkeit auf die rue de la Ferronnerie, die dicht bei dem Marché des Innocens liegt, und in welcher Straße Heinrich IV. sein Leben durch die meuchelmörderische Hand Ravaillac's verlor. Als wir uns über dieses Ereigniß und über viele andere, deren Scene die Straßen dieser schönen, aber unruhigen Hauptstadt früher waren, unterhielten, fiel es mir ein, daß ein sehr interessantes, und, wenn durch gute architektonische Zeichnungen begleitet, ein sehr schönes Werk nach dem Plan, oder wenigstens nach der Idee des Herrn Leigh Hunt in seinem Werk über die interessanten Lokalitäten Londons entworfen werden könnte. Eine Geschichte der Straßen von Paris könnte eine Mischung von Trauerspielen, Lustspielen, Poesie, Geschichte,

Biographie und Romanze enthalten, welche ganze Bände voll „unterhaltender Kenntnisse" darbieten würde, und da dieses das Lieblingsgenre der neuen Literatur ist, so dürfte wohl ein glücklicher Erfolg nicht fehlen.

Wie angenehm könnte uns ein talentvoller Schriftsteller durch ein Jahrhundert nach dem andern führen, und wie viele historische Materialien würde ein kleiner Raum oft darbieten. — Wo einige zusammengehäufte Steine noch die Stelle andeuten, auf der ein Palast für den König von Rom erbaut werden sollte, stand einst das Kloster der Visitation de Sainte Marie, durch Henriette die Schöne und die Gute, nach dem Tode ihres Gemahls, unsers Carl I., gegründet, und in dessen Kirche ihr Herz, das ihrer Tochter, und das Jakobs II. von England beigesetzt wurde. Wohin englische Nonnen vor dem englischen Protestantismus sich flüchteten, da sieht man jetzt (ächt englisch) eine Baumwollenspinnerei. Wo einst der heilige Altar des verbe incarné stand, da sieht man jetzt eine Kaserne; kurz, es ist fast unmöglich, einen Schritt in Paris zu thun, ohne, wenn man nur einige Erkundigungen anstellt, Traditionen

zu finden, die ein solches Werk sehr nützlich und unterhaltend machen würden.

Ich habe mir oft gedacht, daß eine Geschichte der Klöster von Paris während jenes Jahres barbarischer Entheiligung, 1790, wenn die Materialien gesammelt würden, eines der interessantesten Bücher werden würde. Die Anzahl der Nonnen, die aus jener Stadt allein in die Welt zurückkehrten, belief sich auf viele Tausende, und wenn man an die verschiedenartigen Gefühle denkt, welche dieses Ereigniß veranlassen mußte, so befremdet es, daß von dessen Geschichte uns so wenig mitgetheilt wurde.

Paris ist angenehm genug, wie Jeder weiß, selbst wenn man nur mit oberflächlichem Blick es betrachtet, wie es jetzt ist, aber ich glaube, es würde interessanter sein, als alle andern Städte der modernen Welt, wenn man es mit einem gelehrten Alterthumsforscher durchwandern könnte. Es liegt etwas so Pikantes in den Gegensätzen einiger Lokalitäten zwischen ihrem jetzigen und ihrem frühern Zustande — solche in jedem Winkel sich aufdringende Erinnerungen von der erhabenen Größe des menschlichen Thieres und seiner Erbärmlichkeit — Spuren solcher Kraft und solcher Schwäche, solcher

Frömmigkeit und solcher Gottlosigkeit, solcher feinen Bildung und solcher wilden Barbarei, daß ich glaube, die menschliche Natur kann uns in diesem Grade kaum irgendwo etwas Aehnliches darbieten.

Ich bin wenigstens überzeugt, daß wir in Britannien nicht ähnliche Gemälde der Nationalsitten und Handlungen aufstellen können, die zu verschiedenen Zeiten so ganz unähnlich von einander waren. Der auffallendste Contrast in unserer Geschichte ist jener zwischen der Regierung Oliver Cromwell's und der Carls II., aber die Veränderungen, die wiederholt in Frankreich stattfanden, waren weit bedeutender. Daß dieser Contrast bei uns im Allgemeinen nicht viel mehr war, als eine Nachahmung des Hofes, wird durch den schnellen Uebergang von einem Ton zum andern in unserer Restauration bewiesen. Dieses wurde besonders durch den Einfluß der Hofleute oder der Beamten bewirkt, welche die Sitten ihres Herrn nothwendigerweise annahmen, wie ein Bedienter eine Livree, die Engländer blieben jedoch im Ganzen unverändert; nicht aber so die Franzosen, als sie sich in die wilden Kriege warfen, welche die Geschichte der Ligue bezeichnen, nicht so die Fran-

zosen, als sie, ihre Monarchen früher so innig verehrend, plötzlich deren blutgierigste Verfolger wurden. — Waren sie damals dasselbe Volk, zeigten sie nur einen Zug moralischer Verwandtschaft mit Dem, was die Welt noch ein Jahr vorher für ihren Nationalcharakter hielt? — Dann betrachten Sie sie unter Napoleon, und dann unter Ludwig Philipp. — Es ist ein großes, ein mächtiges Volk, aber ich zweifle, ob irgend eine Nation in der Welt der Theorie eines unveränderlichen Nationaltypus weniger entsprechen dürfte, als die französische.

Sie werden sagen, daß ich mich sehr weit von dem Marché des Innocens entfernt habe, aber ich theilte Ihnen nur die Resultate der Unterhaltung mit, die sich entspann, als ich nach Hause zurückgekehrt war. Ich erzählte nämlich, wie ich von den Gräbern der Victimes de Juillet unmittelbar nach dem Ort gegangen war, wo Heinrich IV. ermordet wurde; dieses veranlaßte uns, über die verschiedenen politischen Zwecke der Ermordeten Betrachtungen anzustellen, und wir stimmten Alle darin überein, daß es leichter sei, die des Königs, als die der Unterthanen zu definiren. Alle Gründe sprechen dafür, daß det König Heinrich das Glück und

die Wohlfahrt Frankreichs beabsichtigte, aber viel schwerer möchte es sein, zu errathen, was die besonderen Wünsche und Zwecke des Sieur Hapel du Département de la Sarthe waren.

Neunundsechzigster Brief.

Ein philosophischer Zuschauer. — Sammlung des Baron Sylvestre. — Hotel des monnaies. — Musée d'artillerie.

Wir sind dem Herrn J—, demselben höflichen und liebenswürdigen Freunde, dessen ich schon erwähnte, wieder für einige sehr genußreiche Vormittage verpflichtet. Wir sahen Vieles und sprachen noch über weit mehr.

Herr J— ist unerschöpflich in pikanten und eigenthümlichen Bemerkungen, und überdies sehr vertraut mit der Geschichte Frankreichs während der letzten ereignißreichen vierzig Jahre.

Die Memoiren eines Mannes, wie Herr J— würden ein sehr schätzbares Werk sein. Die militairische Geschichte jener Zeit ist Jedem so genau bekannt, wie die Märsche Alexanders oder die Eroberungen Cäsar's; eben so gut kennt man

die politische Geschichte des Landes während dieser Zeit; die literarische Geschichte spricht für sich selbst; aber solche Memoiren, wie Herr J— schreiben könnte, würden ein Gemälde darbieten, das ganz eigenthümlich sein dürfte.

Wir kennen die geringsten Details aller großen Ereignisse, die in dem letzten halben Jahrhundert Frankreich zum Gegenstand der Aufmerksamkeit von ganz Europa machten, aber diese Details wurden immer durch Individuen mitgetheilt, welche persönlich in diese wichtigen Ereignisse verflochten waren, und sie sind daher mehr oder weniger durch Parteigefühle entstellt. Die unvermeidliche Folge davon ist, daß wir noch keinen ganz richtigen Begriff von dem innern und häuslichen Zustande des Landes während dieser Zeit haben.

Wir wissen Vieles über Edelleute, welche ihre Titel niederlegten und Männer des Volkes wurden, und über neue Edelleute, welche ihre Musketen niederlegten, um Männer des Hofes zu werden, über Minister, Gesandten und Fürsten, die ihren Einfluß verloren, und über Emporkömmlinge aller Art, die Einfluß gewannen; aber was wissen wir von der Masse, nicht des Volkes (von dem wissen wir auch schon genug), son-

dern der Edelleute, die in den verschiedenen Regierungswechseln durch keine besondere Pflicht sich berufen fühlten, ihre ehrenvolle und ruhige Stellung aufzugeben. Unter diesen muß es aber nach dem alten Sprüchwort, daß Zuschauer das Spiel am besten beurtheilen können, Hundette geben, die uns besser die erfolgten Veränderungen schildern könnten, als einer von denen, die selbst dazu mitwirkten.

Herr J— hat als philosophischer Zuschauer alle öffentlichen Ereignisse seiner Zeit beobachtet. Er schien mehr, als irgend ein Franzose, mit dem ich mich unterhalten habe, geneigt und geeignet, jeder Zeit ihren wahren Charakter, und jedem Individuum seinen wahren Werth beizulegen. Ich hatte nie das Glück, einen Bürger der großen Nation ruhiger, vernünftiger, ohne Vorurtheil oder Parteilichkeit über Napoleon sprechen zu hören.

Ich will Ihnen seine Ausdrücke nicht wörtlich wiederholen; denn der allgemeine Eindruck seiner Mittheilungen ist mir lebhafter im Gedächtniß geblieben, als die Worte, mit denen er sie begleitete. Dieser Eindruck nun war, daß Napoleon ein großartiger Tyrann gewesen ist. Seine Projecte wurden immer riesenhaft angelegt,

selbst wenn sie sich auch nur auf die innern Einrichtungen des großen Reiches, dessen er sich bemächtigt hatte, bezogen; aber die Art und Weise, in der er sie ausführte, trug stets den Stempel unverkennbarer Tyrannei. Die berühmten Ordonnanzen Carls X. können als eine Handlung willkührlicher Gewalt mit den täglichen Handlungen Napoleon's so wenig verglichen werden, als die Wirkung einer schwachen Zuckerzange mit der des stärksten Schraubenstocks, den Vulcan jemals schmiedete. Aber diese ungeheure, diese furchtbare Gewalt wurde nie leichtsinnig und zwecklos angewendet, und das Land hatte unter seiner Regierung mehr Ursache, triumphirend auszurufen: „es ist vortrefflich, eines Riesen Kraft zu haben,“ als seufzend hinzuzufügen: „aber tyrannisch, sich ihrer wie ein Riese zu bedienen.“ —

Diese Ueberzeugung, der feste Glaube, der Ruhm Frankreichs sei der Zweck des Selbstherrschers, heiligte und befestigte seine Macht, und wird immer seinen Namen, wie ein Echo des eigenen Ruhmes Frankreichs, seinen Söhnen erklingen lassen. Was können die Menschen, und besonders die Franzosen, nicht leiden und erdulden, um jenes Wort: „Ruhm“ zu hören.

Wäre Napoleon als ihr Kaiser ihnen für immer in seinem Glanz gewährt worden, so würden sie für immer seine gehorsamen Sclaven geblieben sein.

Als er aber für sie verloren war, wäre Frankreich gern, wie wir alle Gründe zu glauben haben, seine früheren Verhältnisse mit den Hoffnungen künftiger Größe zu vereinigen geneigt gewesen, wenn dieses aus freiem Willen hätte bewerkstelligt werden können; aber es geschah durch die Hand eines Feindes, eines triumphirenden Feindes, und obgleich eine Menge mächtiger, tapferer, edler und loyalgesinnter Franzosen den Sohn des heiligen Ludwig auf den Thron seiner Väter mit so aufrichtiger Treue bewillkommten, als je das Herz rechtlicher Männer erfüllte, so war doch die Menge in ihrem Nationalgefühl verletzt, und dieses ließ sie ihren rechtmäßigen König, selbst in den glänzendsten Tagen der Restauration, nicht mit solcher Anhänglichkeit verehren, als wenn sie dessen Rückkehr sich selbst erkämpft hätten, statt daß sie ihnen durch fremde Waffen aufgedrungen wurde, und ich glaube, daß sie nur aus diesem Grunde nicht ganz zufrieden waren.

Wenn in früheren Zeiten ein König unpo-

pulair war, so hatte dieses wenig Einfluß auf die Wohlfahrt des Landes, und noch weniger auf den allgemeinen Frieden Europa's. Selbst wenn der Haß so weit ging, die Hand eines Meuchelmörders gegen ihn zu bewaffnen, so wurde dadurch die Ruhe der übrigen Menschen wenig gestört. Aber in unseren Zeiten sind die Folgen viel bedeutender, die Unzufriedenheit kann sich in Handlungen aussprechen, welche das Glück von Millionen im eigenen Lande, und den Segen des Friedens im Allgemeinen untergraben; es ist daher für ganz Europa ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, daß jeder Thron nicht allein durch die eigenen Unterthanen, sondern durch ein System gegenseitiger Unterstützung gesichert werde. Wo aber die Mehrheit eines Volkes sich gegen einen König erklärt, da ist dieses ein sehr bedenkliches Unternehmen, und es ist wahrscheinlich, daß die feste Behauptung gesetzlich bestehender Regierungen dieses System gegenseitiger Unterstützung, um die allgemeine Ruhe zu erhalten, mehr befördern wird, als ein Kreuzzug, der in irgend einem Theile der Welt unternommen werden könnte, um eine verbannte Dynastie einer regierenden zu substituiren.

Dieses ist die Doctrin, der ich so lange und so oft zugehört habe, daß ich alle Versuche aufgebe, sie zu widerlegen. Ich habe mich jedoch von jenen Erinnerungen über das schöne Frankreich entfernt, die ich so interessant fand, da sie wie zufällig aus dem reichen Schatz des Gedächtnisses meines Freundes mir mitgetheilt wurden, aber ich glaube, es würde vergebens sein, wenn ich zu dem Punkt zurückkehren wollte, von dem ich ausging, denn ich könnte Ihnen doch die Unterredungen, die mir so viel Vergnügen gewährten, nicht genügend wiederholen, ich will Sie daher jetzt mit der Politik verschonen, und Ihnen mittheilen, was wir mit jenem Herrn noch in Augenschein nahmen.

Wir sahen unter Anderm eine herrliche Skizze — wenn man ein fast vollendetes Gemälde so nennen kann, — des Baron Gros „Pest in Jaffa." Eine Woche vorher hatte ich das Gemälde selbst im Luxembourg gesehen, und ich war damals überzeugt, daß es bei weitem das beste Werk des Meisters sei; aber diese erste Entwickelung seiner Idee gefiel mir noch besser. Es ist eine sehr schöne Composition, und es sind Gruppen in ihr, die dem Ruf des Michael Angelo keine Schande machen würden. Die einfache Stel-

lung des Kaisers ist in dem reinsten Geschmack gehalten.

Dieses bewundernswerthe Werk befand sich, als wir es sahen, in dem Besitz des Baron Sylvestre, dessen Sammlung überhaupt einige recht sehenswerthe Gegenstände enthält. Unser Besuch war für mich sehr interessant; ich sah selten einen so leidenschaftlich für die Kunst begeisterten Mann. Er hat ein Kabinet; — es ist, glaube ich, sein eigenes Schlafzimmer, — dessen Wände fast ganz mit kleinen Kunstwerken so dicht behangen sind, daß Anfangs ein Eindruck der größten Verwirrung entsteht — Portraits, Landschaften und historische Skizzen, mit Rahmen und ohne Rahmen, alles ohne Symmetrie und Ordnung durcheinander hängend. Aber es war eine reiche Verwirrung, und mancher Sammler würde sich glücklich fühlen, wenn er eine Auswahl treffen dürfte.

Original-Zeichnungen von großen Meistern sind mir immer sehr interessant, und der Baron Sylvestre besitzt mehrere derselben; aber seine eigene genaue Bekanntschaft mit jedem Kunstwerk erfreute mich am meisten; sie erinnerte mich an Denon, der vor einigen Jahren mir

seine große und verschiedenartige Sammlung mit derselben Begeisterung zeigte.

An demselben Morgen, an dem wir diese angenehme Bekanntschaft machten, verweilten wir einige Stunden in dem Hotel des monnaies, welches auf dem Quai Conti, und, wie ich glaube, auf demselben Platz steht, den früher das alte Hotel de Conti einnahm. Das Gebäude ist, wie alle öffentlichen Anstalten in Frankreich, sehr großartig, und wir unterhielten uns sehr angenehm mit unserm kenntnißreichen und liebenswürdigen Cicisbeo, indem wir eine bedeutende Sammlung von Münzen und Medaillen besahen. Diese Sammlung war früher im Louvre, wurde aber nach der Vollendung dieses Hotels hierher gebracht. Die Medaillen beschäftigten uns, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, am meisten. Es ist eine Galerie von Portraits, deren manche von dem höchsten historischen Interesse sind, doch bemerkten wir auch viele unedle Köpfe, die durch ihre eigene übertriebene Eitelkeit, oder die ihrer Freunde, hier unter Königen, Helden, Dichtern und Philosophen eine Stelle einnehmen. Es ist auffallend, wie viele von diesen eine metallene Unsterblichkeit in dem Hotel des monnaies gefunden haben. Von

jeder Medaille, die in Frankreich geschlagen wird, muß ein Exemplar hier abgeliefert werden, und dieser Umstand hat vielleicht so viele unbedeutende Menschen in Versuchung geführt, ihrer Eitelkeit zu fröhnen.

An einem andern Tage besuchten wir das Museum der alten Waffen. Dieses Musée d'artillerie ist nicht ganz so reich und interessant, wie unsere Sammlung im Tower, aber es sind hier auch viele merkwürdige Gegenstände zu sehen, einige sehr kunstreich gearbeitete Musketen und Armbrüste mit Elfenbein, Perlenmutter und kostbaren Steinen eingelegt, sowie auch Rüstungen aus verschiedenen Zeiten, und unter ihnen befindet sich die, durch das unglückliche Mädchen von Orleans in der Schlacht getragene.

Aber dieses ist nicht allein eine interessante Ausstellung für Alterthumsforscher, es ist auch ein Nationalinstitut, in welchem Militairs die Kriegskunst von ihrer ersten barbarischen Einfachheit, bis zu ihrer jetzigen furchtbaren Vervollkommnung studiren können. Die Modelle aller Waffen sind sehr schön ausgeführt, und müssen von großem Interesse für Alle sein, welche die Theorie jener Wissenschaft studiren wollen, die, wie Molière bemerkt, ganz in der

Kunst besteht, de donner et ne pas recevoir; aber was mich vielleicht am meisten unterhielt, war ein Anschlag, den man an den Wänden angeheftet sah, und der die Worte enthielt:

„Manquant, au second rang de ce râtelier d'armes, environs quatre vingt carabines à rouet, ornées d'incrustation d'ivoire et de nacre, dans le genre de celles du premièr rang. Toutes celles qu'on voit ici ont servi dans les journées de Juillet et ont été rendues après. Les personnes, qui auraient encore celles, qui manquent, sont priées de les rapporter."

Es liegt ein so hoher Grad von bonhomie in dem Glauben, daß, weil alle gewöhnlichen Musketen, deren die Julipatrioten sich bemächtigt hatten, zurückgegeben wurden, man auch die mit incrustations d'ivoire et de nacre wieder erhalten werde, daß ich mich eines Lächelns nicht erwehren konnte. Ein solches Zutrauen verdiente besser belohnt zu werden, als es, wie ich besorge, der Fall sein wird; ich zweifle nicht, daß die incrustations d'ivoire et de nacre in guter Verwahrung sind, und durch die patriotischen Hände zu anderen Zwecken verwendet wurden, die den Herzen, zu denen jene Hände gehören, vielleicht angenehmer sind, als über eine

Barrikade nach der königlichen Garde zu schießen. Unser doktrinairer Freund gestand selbst, er hielte es für Zeit, daß diese naiven Aufforderungen entfernt würden.

Es war, glaube ich, auf dieser Exkursion, daß unser Freund mir eine Anekdote mittheilte, die mir charakteristisch zu sein schien. Bei einer Gelegenheit, die eine geheime Zusammenkunft zwischen Carl X. und ihm veranlaßte, erwähnte unser Freund den Namen Malesherbes, des unerschrockenen Vertheidigers Ludwigs XVI., der Monarch runzelte die Stirne.

„Il nous a fait beaucoup de mal," — sagte der König, indem er hinzufügte — „Mais il l'a payé par sa tête!"

Siebenzigster Brief.

Ein Conzert in den elysäischen Feldern. — Republikanische Hüte. — Karlistische Hüte. — Juste-milieu-Hüte.

Die Hitze der Jahreszeit macht die Atmosphäre der Theater unerträglich, und selbst eine sehr besuchte Soirée ist nicht mehr so angenehm, wie früher. Wir wohnten daher gestern Abend dem Conzert en plein air in den elysäischen Feldern bei. Ich höre, daß man in London dieser neuen Unterhaltung der al fresco-Musik sich auch erfreut. Frankreich und England überbieten sich à l'envie l'un de l'autre auf beiden Seiten des Kanals, aber in diesem Wetteifer kann keine Partei der andern Vorwürfe machen, denn die Auswechselung der Erfindungen bleibt sich ziemlich gleich.

Noch vor wenigen Jahren hörte man in den elysäischen Feldern keine andere Musik, als die

von einem halben Dutzend Fiedlern, und dann und wann eine kreischende sirène ambulante, aber jetzt findet man dort einen sehr hübschen salon de concert en plein air.

Diese Phrase, salon de concert en plein air, scheint einen Widerspruch zu enthalten, und doch ist sie vollkommen richtig. Die Conzerte in den elysäischen Feldern sind allerdings en plein air, und doch zugleich in einer Art von Salon. Der Effect dieser Einrichtung ist sehr hübsch, und wenn sie die Erfindung genau nachgeahmt haben, so werden die Sommer-Abende in London viel dadurch gewinnen. Soll ich Ihnen sagen, wie man es in Paris ausgeführt hat?

Ein runder Platz in den elysäischen Feldern ist durch ein niedriges Gitter eingeschlossen. Es stehen mehrere Reihen von Stühlen, die durch ein leichtes Dach geschützt sind, umher. In der Mitte erhebt sich eine Bühne mit einer Art von Zelt. Hier nimmt das Orchester Platz, welches gut genug ist, um an einem Sommer-Abend in freier Luft zu befriedigen. Auch der Raum zwischen dem Dach und dem mittlern Pavillon war mit Stühlen besetzt, die ganz unter freiem Himmel standen. Die Beleuchtung war vortrefflich, und der Eintrittspreis ist ein

Franc, welches letztere in England wohl schwerlich nachgeahmt werden wird. Auch glaube ich nicht, daß dort diese Unterhaltung in so zwanglosem Ton eingeführt werden kann. Es läßt sich Zehn gegen Eins wetten, daß keine von den Londoner Damen nach dem al fresco-Conzert gehen wird, ohne vorher eine Partie verabredet zu haben, und dann wird die Rede davon sein, ob es vor oder nach dem Thee, im Wagen oder zu Fuß geschehen soll u. s. w., aber hier erfreut man sich desselben in dem wahren Geist von sans souci. Man macht seinen Abendspaziergang; die Lampen glänzen in der Ferne, man hört den Ton der Instrumente, und weiter ist keine Vorbereitung erforderlich. Da man überdies immer sicher sein kann, daß Jeder, den man in Paris kennt, gleichfalls beschäftigt ist, seinem Vergnügen nachzugehen, so wird man selten das kleine bureau erreichen, ohne Freunden oder Freundinnen zu begegnen, die sich gern der Partie anschließen.

Ich wundere mich oft, wenn ich mich auf unseren Spaziergängen umsehe, wo alle die Sorgen und Leiden, welche, wie wir wissen, das Loos der Menschen sind, sich in Paris verbergen können. An allen andern Orten sieht man

wenigstens geschäftige, wenn auch nicht elende und unglückliche Menschen, aber hier ist jeder Blick, dem man begegnet, der der Freude, und wenn dieser äußere Anstrich von Frohsinn vielleicht auch nur zur Schau getragen und angelegt wird, wie Andere ihre Hüte und Mützen aufsetzen, so ist der Effekt für einen Fremden doch sehr wohlthuend.

Ich glaube, daß man in England zuerst eine jährliche öffentliche Ausstellung von Gartengewächsen veranstaltete. Man hat es hier nachgeahmt, aber diese Ausstellungen sind noch nicht so glänzend, wie in London und dessen Umgebung. Die Gewächse werden in der Orangerie des Louvre aufgestellt, sobald die Bäume, die den Winter über dort stehen, wieder in die Gärten der Tuilerien gebracht worden sind. Ich war nie einer so großen Hitze ausgesetzt, als an dem Morgen, da wir diese Ausstellung besuchten. Die Sonne schien mit unerträglicher Gluth auf die lange Reihe von Fenstern, und es war so viele Gesellschaft dort, daß wir nur mit der größten Mühe einen Schritt nach dem andern durch die lange Galerie uns bewegen konnten. Einige der afrikanischen Pflanzen waren sehr schön, doch im Allgemeinen hatte ich

mir mehr versprochen. Ich glaube, die außerordentliche Hitze, die hier herrschte, war einigen der zarteren Pflanzen schädlich gewesen. Die Sammlung von Geraniums war im Vergleich zu der, die ich in England sah, nicht bedeutend, und es scheint hier nicht so viel Sorgfalt auf die Pflege dieser schönen Pflanzen verwendet zu werden, als bei uns.

Das Klima von Frankreich ist vielleicht zarten Blumen günstiger, als das unsrige, und doch sah ich, mit wenigen Ausnahmen, keinen solchen ausgewählten Blumen-Flor in Paris, als man in London findet. Selbst in der Decoration der Zimmer sind Blumen, wenn auch häufig, doch weniger ausgewählt, als bei uns, und man scheint sich wenig auf das Hervortreiben frühzeitiger Blüthen zu legen. Ich tadle dieses jedoch nicht, im Gegentheil, ich stimme vollkommen mit Rousseau's Bemerkung überein, daß diese ungeduldige Wissenschaft keineswegs die Genüsse des Jahres vermehrt. „Ce n'est pas parer l'hiver," — sagt er — „c'est déparer le printemps," — und diese Wahrheit ist einleuchtend, nicht allein wegen der Gleichgültigkeit, mit der Diejenigen, welche an diese vorzeitigen Producte gewöhnt sind, die reichen Schä-

ße des wirklichen Frühlings betrachten, sondern auch wegen der Unvollkommenheit dieser Treibhausprodukte selbst.

Unter der zahlreichen Gesellschaft, die sich hier versammelt hatte, war eine Figur, die zu den absurdesten gehörte, welche wir in republikanischem Costüm bis jetzt sahen. Wir beobachteten sie eine Zeitlang mit vielem Interesse, und um so mehr, da wir bemerkten, daß sie ein Gegenstand der Neugierde für viele Andere war. Ein Herr von unserer Gesellschaft erzählte mir eine Anekdote über einen Theil dieses republikanischen Anzuges, welche, wie er sagte, zu dem Inhalt eines Vaudeville benutzt worden war, aber sich wirklich in Paris ereignete.

Ein junger Mann aus der Provinz kam gerade in der Hauptstadt zu der Zeit an, als dieses hieroglyphische Costüm Mode wurde, und da er einen neuen Hut nöthig hatte, so begab er sich in das Magazin eines der ersten Hutmacher. Der junge Mann, der weder von der Politik, noch ihren Symbolen viel verstand, wählte sich einen so hohen und spitzigen Hut, wie irgend Jemand an dem Hofe Cromwell's nur getragen haben kann, und begab sich, stolz darauf, einer der Ersten mit einer neuen Mode

zu sein, zu einem jungen Verwandten, der in einer Anstalt, wo man sehr carlistisch gesinnt war, erzogen wurde. Sein junger Cousin spielte mit seinen Schulgenossen auf einem großen Platze hinter dem Hause. Kaum war Jener jedoch mit seinem Hut erschienen, so hörte man fünfzig junge Legitimisten ein furchtbares Geschrei erheben.

Anfangs lächelte der einfache Provinziale, weil er glaubte, dieser Lärm, so wild er auch war, solle eine jugendliche Bewillkommnung bedeuten, und als er seinen jungen Verwandten erblickte, ging er unbefangen auf ihn zu. Kaum hatte er jedoch einige Schritte gemacht, so wurde er von allen Seiten mit Steinen und Schmutz beworfen. Verwundert und die Ursache eines so heftigen Angriffes nicht begreifend, blieb er einen Augenblick stehen, unentschieden, ob er kühner vorschreiten, oder sich auf die Flucht begeben solle; aber noch ehe er seinen Entschluß gefaßt hatte, lief sein junger Verwandter auf ihn zu und rief, so laut er konnte: „Sauve-toi, mon cousin! sauve-toi! ôte ton vilain chapeau! — C'est le chapeau! — le méchant chapeau!“ —

Der junge Mann blieb wieder stehen, indem

er hoffte, die Stimme seines jungen Freundes vernehmen zu können, aber seine Feinde erneuerten ihren Angriff so heftig, daß er den Entschluß faßte, den Falstaff vor ihm ausführte. Er flüchtete sich so schnell, als möglich, indem er unterwegs murmelte: Qu'est-ce que c'est donc, qu'un chapeau à-la-mode, pour en faire ce vacarme de diable."

Er begab sich sogleich nach dem Hutmacher, von dem er diese verhängnißvolle Kopfbedeckung gekauft hatte, erzählte, was ihm begegnet sei, und verlangte eine Erklärung darüber.

„Mais Monsieur," — erwiederte Jener — „c'est tout bonnement un chapeau républicain;" indem er hinzufügte, daß, wenn er gewußt hätte, seine Grundsätze wären nicht im Einklang mit einem spitzen Hut, er ihn auf die symbolische Bedeutung desselben aufmerksam gemacht haben würde. Er zeigte ihm jetzt einen jener weißen Hüte, welche ein Sinnbild der Legitimisten in Paris sind.

„Diesen Hut," — sagte er, ihn höflich überreichend, „können Sie tragen, selbst wenn Sie Ihren Sitz an dem äußersten Ende der côté droit nehmen wollten." —

Der unerfahrene junge Mann begab sich

wieder auf den Weg, und dieses Mal nahm er seine Richtung nach dem großen Elephanten auf dem Platz der Bastille, welches Monument immer ein Gegenstand der Neugierde der Provinzialen ist und bleiben wird. Er hatte sich nach dem Wege genau erkundigt, und ging ruhig die Boulevards entlang. Eine Zeitlang stieß ihm kein neues Abenteuer auf, als er sich aber der Gegend der Porte St. Martin näherte, hörte er schon einige sifflemens, und noch ehe er den Boulevard du Temple hinter sich hatte, überzeugte er sich, daß, welches Schicksal seinen neuen Hut auch in der Pensionsanstalt, in der sein junger Cousin sich befand, erwartet haben mochte, er in Gefahr war, hier mit dem zweiten neuen Hut in den Schmutz geworfen zu werden, der den Ort bezeichnet, wo einst der Temple stand.

Kaum hatte er entdeckt, daß der Hut ihm wieder gefährlich gewesen, so kehrte er nochmals eiligst zu dem Hutmacher zurück, und machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er ihn der Wuth des Pöbels ausgesetzt habe. Der würdige Hutmacher entschuldigte sich, und erklärte, es sei nur sein Wunsch und seine Absicht, jedem Herrn, der ihm die Ehre erzeige,

in sein Magazin zu treten, mit einem Hut zu versehen, der seinem Geschmack und seinen Grundsätzen zusage. „Wenn jedoch" — fügte er mit einer bescheidenen Verbeugung hinzu — „Monsieur seinen Rath annehmen wolle, mit welcher Art von Hut man in der jetzigen Zeit in Paris am sichersten erscheinen könne, so empfehle er ihm den juste-milieu." Der junge Provinziale folgte seinem Rath, und die Nutzanwendung der Geschichte ist, daß er in den Straßen von Paris nicht mehr beunruhigt wurde.

Auf unserm Rückwege an diesem Morgen begegneten wir einem großen Leichenzuge. Es folgten an zwanzig Wagen, aber die piétons waren zahllos. Ich vergaß den Namen des Individuums, aber es war ein Mann, der sich unter dem Volke sehr beliebt gemacht hatte. Es fand jedoch nicht die geringste Unordnung statt, auch sah man kein Militair, um „den Zug zu beschützen," ein Vorrecht, welches durch diese kluge Regierung jeder Person bewilligt wird, deren Begräbniß durch eine zu große Demonstration der Volksliebe geehrt werden könnte. Jeder, der vorbei ging, nahm seinen Hut ab, wie es in Frankreich immer bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich ist.

Aber obgleich Alles einen so ruhigen Anschein hatte, so wollten wir doch die Menge vermeiden, und bogen von dem Quai in eine Straße ein, die nach dem Palais Royal führt. Hier war kein Pflaster, und die Verbesserung der Straßen von Paris, deren ich kurz vorher erwähnt hatte, schien jetzt einigen von unserer Gesellschaft so zweifelhaft, daß ich aufgefordert wurde, zu beschreiben, wie die Straßen vor jener Verbesserung beschaffen gewesen seien. Aber trotz dieses Zufalls, der uns in die rue des bons enfans geführt hatte, ist es dennoch eine bestimmte Thatsache, daß Paris in dieser Beziehung sehr gewonnen hat, und wenn in den nächsten sieben Jahren so viel für die Reinlichkeit geschieht, wie in den vergangenen, so dürfen wir wohl hoffen, daß es mit der Zeit möglich sein wird, durch die Straßen ohne die Hülfe von Wohlgerüchen oder eau de Cologne zu fahren oder selbst zu gehen. Es bleibt aber noch viel zu thun, was aber gewiß von einem Ende der belle ville bis zum andern ausgeführt werden wird, wenn keine neuen Barrikaden diesen Reinigungs-Prozeß verhindern, aber englische Nasen müssen doch etwas Nachsicht haben.

Einundsiebenzigster Brief.

Französische Novellenschreiber.

Als ich Ihnen meine Ansicht über die Produktionen der modernen französischen Literatur mittheilte, gestand ich meine Bewunderung für das hohe Talent, welches sich in einigen der Schriften zeigte, die unter dem Namen von George Sand erschienen sind, und meine Bemerkungen ließen mir damals nicht Zeit, den Widerwillen auszusprechen, den alle christlichen Gemüther gegen die gewöhnlichen Produktionen der unbedeutendern französischen Novellenschreiber empfinden müssen. — Ich will daher jetzt in der Sache der Moralität und Wahrheit dieses nachholen, und Ihnen aufrichtig erklären, daß ich nichts für verächtlicher, aber zugleich der Tu-

gend für gefährlicher halte, als die Produktionen jener leichtsinnigen Schriftsteller.

Als ich mich vor einiger Zeit über diese schädlichen Ephemeren mit einem Herrn unterhielt, dessen Berufsgeschäfte ihn nothwendig gelegentlich mit ihnen in Berührung bringen, theilte er mir zu meiner Erbauung eine Skizze mit, welche, wie er mich versicherte, als ein Portrait für jedes Individuum der Brüderschaft mit geringen Veränderungen dienen könne. Diese Skizze kann an Eigenthümlichkeit durch die Uebertragung, und da ich sie aus dem Gedächtniß niederschreibe, verlieren, aber ich glaube, daß sie dennoch Ihnen nicht uninteressant sein wird.

„Diese Schriftsteller,“ sagt ihr geistreicher Geschichtschreiber, „wohnen aux sixième in jedem Theil von Paris. Meistens sind es entweder träge Schüler, die gegen gründliche Studien eine Abneigung haben, und sich einen kürzeren Weg zu dem Tempel des Ruhmes zu bahnen beabsichtigen, oder es sind junge Handwerker, deren Arbeit ihnen so viel einbringt, daß sie rechtlich und anständig davon leben könnten, welche Einnahme aber den Bedürfnissen ihres revolutionnairen Ehrgeizes nicht genügt. In den politischen Ansichten dieser Leute scheint eine

eben so große Uebereinstimmung stattzufinden, als in den moralischen. Sie sind Alle bei der ersten geeigneten Gelegenheit zur Rebellion bereit, — sei es gegen Louis, Charles, Henri oder Philipp. Es ist ihnen Alles gleich, da die Rebellion gegen anerkannte und begründete Autorität ihnen für die erste Pflicht gilt, so wie sie ihre angenehmste Erholung ist." —

„Sie müssen jedoch den günstigen Augenblick erwarten, und wie können sie während dieser Zeit die Lage verbessern, in welche die Tyrannei der Könige und Gesetzgeber sie gebracht hat? — Sollen sie ihrem inneren Bewußtsein folgen, welches ihnen sagt, daß, da sie gänzlich unfähig sind, ihre Pflicht in jenem Lebensberuf, zu dem Gott sie bestimmt hat, zu erfüllen, sie nothwendig für einen andern geeignet sein müssen? — Welcher mag es sein? — Verrath und Raub, wenn die Zeit dafür reif ist — aber en attendant?" —

„Die glühenden Gedanken, von denen sie sich beseelt glauben, in unsterblichen Werken niederzulegen — die Menschen zu lehren, welche Narren die Weisen, die vor ihnen gelebt haben, aus ihnen machen wollten — die Stimme der Leidenschaft hoch über die des Gesetzes oder der

Offenbarung ertönen zu lassen. — Ja, auf diese Weise werden sie zugleich die langweilige Zeit tödten, die einer anderen Revolution vorhergehen muß, und durch die edlen Leistungen ihres Genies die Genüsse ärndten, welche der arbeitssamen Industrie verweigert sind." —

„Haben sie sich einmal für diesen hohen Beruf entschieden, so folgt nothwendig daraus, daß sie damit beginnen müssen, alle jene zärtlichen Sympathien der Natur zu erwecken, welche für die Einbildungskraft sind, was das Oel für die Lampe ist. Es wird eine Lieblingsgrisette gewählt und eingeladen, den Ruhm, die Begeisterung und die Dachstube des exaltirten Handwerkers oder Schülers zu theilen."

„Darauf beginnt die literarische Arbeit, und deren mysteriöse Frucht, ein Band Erzählungen, erfüllt mit Liebe und Mord, Gotteslästerung und Verrath, oder mit frivolen Obscenitäten. Es ist nicht schwer, einen Buchhändler zu finden, der weiß, wo solche Kunden anzutreffen sind, und der Handel wird abgeschlossen." —

„Bei dem Anblick und dem wirklichen Besitz der unverhofften Summe von dreihundert Francs wird die Gluth der Begeisterung noch erhöht, die Liebe tritt noch widriger, der Mord

noch blutiger, die Gotteslästerung und der Verrath noch schrecklicher auf, und so wird die schöne Hauptstadt Frankreichs mit geistiger Nahrung für den nützlichsten und arbeitsamsten Theil seiner Bevölkerung versehen.“ —

„Können wir uns wundern, daß die Morgue selten ohne Schlachtopfer ist, oder daß die zärtliche Hand der Neigung so oft das geliebte Schlachtopfer bettet, wo der Kohlendampf bald ein Leben erstickt, das zu kostbar für eine Welt ist, in der noch Gesetze bestehen, und die Menschen im Schweiß ihres Angesichts leben müssen?“ — —

Einige Zeit, nachdem mir diese Skizze mitgetheilt wurde, kam ich in Gesellschaft mit einem Engländer zusammen, der für einen Mann von Bildung und Talent gilt, und dem es wenigstens nicht an jener Beredtsamkeit fehlt, die selbst Paradoxen zu vertheidigen unternimmt.

Ich kann nicht sagen, daß ich mich mit diesem ausgezeichneten Individuum unterhielt, denn ich hörte ihm nur zu, und es wurde mir dadurch eine Thatsache bestätigt, die ich oft in Paris behaupten hörte, daß nämlich in England eine höhere Klasse von Kritikern die jetzige französische décousu-Schule bewundert, als in Frankreich.

„Haben Sie die Werke der „jungen Männer“ Frankreichs gelesen?“ — war die Frage, mit der dieser Herr die Schleusen seiner Beredtsamkeit eröffnete, und durch die er andeuten wollte, daß Niemand ein Recht habe, sich ein Urtheil über die jetzigen geistigen Zustände zu bilden, der die kühnen und erhabenen Kompositionen dieser Art nicht kenne.

Ich muß gestehen, daß meine Studien in dieser Beziehung, wenn sie auch mich weiter führten, als es meinem Geschmack zusagte, nicht sehr umfassend waren, und ich hätte geglaubt, mir eben so leicht ein Urtheil über die jetzigen geistigen Zustände nach der Höhe bilden zu können, bis zu der die Pariser Knaben ihre fliegenden Drachen von der Spitze des Montmartre steigen lassen, als nach den Kompositionen, von denen er sprach, aber dennoch hörte ich ihm aufmerksam zu, und wünschte nur, daß mein Gedächtniß mich unterstützte, um Ihnen alle die schönen Sachen wiederholen zu können, die er mir zum Lobe einer Menge von Schriftstellern sagte, von denen Sie wahrscheinlich nie gehört, und deren Werke Sie gewiß nie gesehen haben.

Es ist schwer, Ihnen eine Idee von der

Begeisterung zu geben, mit der er sich über diesen Gegenstand aussprach. Seine Augen drangen ihm fast aus dem Kopf, und das Blut strömte ihm in das Gesicht, wenn Einer aus der Gesellschaft andeutete, der Geschmack, in welchem die meisten dieser Werke geschrieben sind, sei nicht von klassischer Eleganz, und ihr Gegenstand keineswegs von moralischer Nützlichkeit.

Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß Jemand selten zornig wird, wenn er sich bewußt ist, Recht zu haben, und ich glaube, man kann selten einen solchen Grad der Heftigkeit beobachten, als jenen, mit dem dieses Individuum die geistigen Ansprüche seiner Günstlinge vertheidigte. Ich sah nie bei Jemand die Adern an der Stirne schwellen, der beweisen wollte, daß Hamlet ein vortreffliches Trauerspiel, oder Ivanhoe ein ausgezeichneter Roman sei, aber bei dieser Gelegenheit wurden die meisten von der Gesellschaft durch die leidenschaftliche Aufgeregtheit dieses Vertheidigers der — modernen französischen historiettes zum Schweigen gebracht.

In dem Laufe des Gesprächs wurden manche junge Namen erwähnt, aber der Kritiker beschränkte bald seine Vertheidigung nur auf den Herrn Balzac, und hier hatte er unstreitig einen

bedeutenden Vortheil über mich erlangt, denn meine Bekanntschaft mit den Schriften dieses Herrn war sehr oberflächlich, wo hingegen er jede Zeile derselben zu kennen schien. Unter manchen seiner Werke, denen er mit Begeisterung erwähnte, verweilte er mit der größten Vorliebe bei jenem, das den Titel führt: „La peau de chagrin." Bewunderung und Entzücken lassen sich kaum in höherem Grade aussprechen, als es hier geschah, und da ich niemals eine Zeile von dieser peau de chagrin gelesen hatte, so wurde ich neugierig, und am andern Morgen ließ ich mir das Buch holen. Ich beabsichtigte nicht im geringsten, kritische Untersuchungen über dasselbe anzustellen; ich glaube kaum, daß man die Zeit zweckloser vergeuden könnte: da aber jeder Schriftsteller in seiner Vorrede in eigener Person spricht, so darf man annehmen, daß er hier seine Ansichten niedergelegt, und ich will mir daher die Freiheit nehmen, einige kurze Stellen aus der Vorrede des Herrn Balzac abzuschreiben, um Ihnen die Theorie anzudeuten, auf welche er seinen literarischen Ruf zu begründen beabsichtigt.

Die Vorrede zu der peau de chagrin scheint besonders geschrieben worden zu sein, um ein

früheres Werk: „La physiologie du mariage“ zu vertheidigen. Er sagt von diesem Werk, gewiß aufrichtig genug, es sei geschrieben worden, als une tentative faite, pour retourner à la litérature fine, vive, railleuse et gaie du dix-huitième siècle, où les auteurs ne se tenaient pas toujours droits et roides. — L'auteur de ce livre cherche à favoriser la réaction litéraire, que préparent certains beaux esprits. — Il ne comprend pas la pruderie, l'hypocrisie de nos moeurs, et réfuse, du reste, aux gens blasés le droit d'être difficiles.“

Dieses heißt den Lesern deutlich genug sagen, was sie zu erwarten haben, und wenn sie dennoch sich in den Koth stürzen wollen, aus dem fast ein Jahrhundert stets zunehmender Verfeinerung uns gerettet hat — nun, so mögen sie es thun! —

Als einen andern Grund, weshalb er geschrieben hat — was er schrieb, erzählt uns Herr Balzac, es sei durchaus nothwendig, etwas in einem neuen genre zu haben. Er sagt, die lesende Welt (welches allerdings die ganze Welt ist) est las aujourd'hui — vieler verschiedener genres, die er aufzählt — et l'histoire de France Walter Scottée. — Que nous

reste-t-il donc? fährt er fort: „si le public condamne les efforts des écrivains, qui essaient de remettre en honneur la littérature franche de nos ancêtres.“

Als ein anderes Beispiel der Theorie dieser neuen Unsterblichen, will ich Ihnen noch folgende Stelle abschreiben: „Si Polyclète n'éxistait pas, plus d'un poëte moderne est capable de refaire Corneille.“

Indem er das genre, welches er gewählt hat, vertheidigt, sagt er ferner: „Les auteurs ont souvent raison dans leurs impertinences contre le tems présent. — Le monde nous demande de belles peintures — où en seraient les types? Vos habits mesquins — vos révolutions manqués — vos bourgeois discoureurs — votre religion morte — vos pouvoirs éteints — vos rois endemi-solde, — sont-ils donc si poëtiques, qu'il faille vous les transfigurer? — Nous ne pouvons aujourd'hui que nous moquer — la raillerie est toute la litérature des sociétés expirantes.“

Herr Balzac schließt diesen merkwürdigen Artikel über die moderne Literatur mit den Worten: „Enfin, le tems present marche si vite — la vie intellectuelle déborde partout avec tant

de force, que plusieurs idées ont vieilli, pendant que l'auteur imprimait son ouvrage."

Diese letzte Phrase giebt die deutlichste Erklärung von der Theorie jener neuen Schule. Denken Sie sich Shakespeare, Spenser, Swift, Pope, Voltaire oder Rousseau hätten ein Werk mit einer ähnlichen Vorrede begleitet! — Aber Herr Balzac hat ganz Recht, die Ideen von heute werden morgen alt, und übermorgen todt und begraben sein. Ich stimme darin gern mit ihm überein, denn es ist der einzige Trost gegen die moralische Verderbniß dieser neuen Literatur. Sie wird nicht bestehen! — Die gesunde Vernunft wird wieder in ihre Rechte treten, und unsere Kinder werden eben so sehr über jene eitlen Bestrebungen lachen, als Cervantes über die Thorheiten, welche die Phantasie seines Helden erfüllten.

Zweiundsiebenzigster Brief.

Das Ende der Pariser Saison. — Eine Soirée bei Madame Récamier. — Der Abschied.

Ich muß jetzt meine Briefe aus Paris schließen, theure Freundin, und Sie werden sagen, daß es hohe Zeit dazu ist. Die Hitze der Jahreszeit wird schon so unleidlich, daß die Gesellschaft nach allen Richtungen sich zu zerstreuen Anstalten macht — einige nach den Seebädern, andere nach ihren Landsitzen, und wieder andere, vielleicht die glücklichsten, um die Bäder Deutschlands zu besuchen.

Auch wir haben bereits den Tag unserer Abreise festgesetzt, und dieses ist bestimmt der letzte Brief, den Sie aus der schönen Hauptstadt der großen Nation erhalten werden. Es ist ein Glück, daß die Meisten, deren Gesellschaft uns so viel Genuß gewährte, mit uns zu-

gleich abreisen; es wäre viel schmerzlicher gewesen, Paris vor einem Monat zu verlassen, als jetzt.

Unsere letzte Soirée brachten wir in der Abbaye-aux-bois zu, und, so oft ich Sie auch schon dort hingeführt habe, muß ich Ihnen doch diesen letzten Abend noch beschreiben, weil die Art, wie wir ihn zubrachten, wieder sehr eigenthümlich, und den englischen Sitten durchaus nicht entsprechend war.

Ungefähr zehn Tage vor dieser unserer Abschiedsvisite fanden wir bei Madame Récamier einen Herrn Lafond, einen tragischen Schauspieler von so ausgezeichnetem Verdienst, daß er selbst sich zur Zeit Talma's in Paris einen hohen Ruf erwarb, obgleich sein Name unter uns nicht sehr bekannt ist.

Dieser Herr wurde durch unsere reizende Wirthin vermocht, eine sehr geistreiche Anrede von Herrn Casimir Delavigne an die Einwohner Rouen's zu recitiren, welche Herr Lafond öffentlich in dem Theater jener Stadt gesprochen hatte, als die Statue Racine's dort, in seiner Geburtsstadt, errichtet wurde.

Die Verse sind voll Geist und wahrem poetischem Gefühl, und die Art, wie Herr Lafond

sie sprach, erhöhten noch ihren Effekt. Ein Kreis eleganter Damen, unter denen sich auch eine Nichte Napoleon's befand, umgab den Redner, die Herren standen in Gruppen hinter ihnen, während die Gestalt von Gérard's Corinna, die durch eine geschickte Beleuchtung hervorgehoben wurde, wie der Genius der Poesie auf die Huldigungen zu horchen schien, die einem ihrer Lieblingssöhne gebracht wurden.

Da Madame Récamier bemerkte, wie sehr diese Scene mich entzückte, so lud sie mich für einen der nächsten Abende ein, um Herrn Lafond ein Stück von Racine vorlesen zu hören.

Kein Vorschlag hätte uns Allen angenehmer sein können. Die Partie wurde gleich veranstaltet; Herr Lafond versprach, zur bestimmten Stunde dort zu sein, und wir kehrten sehr vergnügt mit der Hoffnung zurück, unsere letzte Soirée in Paris so angenehm zubringen zu können.

Gestern Abend war die für diese Partie bestimmte Zeit. Der Morgen war schön, aber die Luft sehr stille, und die Hitze äußerst drückend. Als wir später einige Abschiedsvisiten machten, schützten uns die Wolken vor der Sonne, aber die Luft wurde nur schwüler, und wir

kehrten schnell nach Hause zurück, weil ein Sturm zu drohen schien.

Die Wolken entladeten sich jedoch erst gegen Abend, aber um neun Uhr war es, als wenn ein Ocean sich über Paris ergösse.

Wir dachten mit Besorgniß an unseren zugesagten Besuch in der Abbaye-aux-bois, und schickten gleich nach einem Wagen; aber Sie können sich denken, wie uns zu Muthe wurde, als wir die Nachricht erhielten, daß kein einziger mehr zu haben sei.

Wir ersuchten jetzt den Portier selbst, uns in dieser Verlegenheit behülflich zu sein, und nach einer halben, in fieberhafter Erwartung zugebrachten Stunde befanden wir uns in einer jener Schaukelmaschinen, in denen man nur durch lange Gewohnheit oder die größte Aufmerksamkeit das Gleichgewicht erhalten und der Gefahr entgehen kann, mit dem Kopfe seines Nachbars zusammenzustoßen.

Ich verließ nie ein Obdach in einer so schrecklichen Nacht. Der Regen schlug mit einer Gewalt auf die Decke unseres Fuhrwerks, als wolle er sie durchdringen; der Donner übertönte das Geräusch der Wagen, denen wir begegneten, und die Blitze folgten sich mit einer

Schnelligkeit, welche fast die Straßen wie illuminirt erscheinen ließ.

Der Effekt dieses Sturmes, als wir über den pont neuf fuhren, war wirklich großartig. Den einen Augenblick sahen wir in die tiefste Finsterniß, und in dem andern waren die alten Thürme von Notre Dame, der Justizpalast, und die ganze Umgebung plötzlich erleuchtet. Ein breiter Schein des Lichtes fiel auf die edle Gestalt Heinrichs IV., und die statua gentilissima sah so gespensterartig auf ihrem Pferde aus, wie wir es nur wünschen konnten.

Endlich erreichten wir die ehrwürdige Abtei. Der geräumige Hof stand voll Wagen; wir eilten die Treppen hinauf, und befanden uns jetzt in einer ganz verschiedenen Region. Statt der Finsterniß wurden wir durch eine Unzahl von Lichtern umgeben, der Regen und die stürmischen Winde wurden mit Lächeln und freundlichen Begrüßungen, und der rollende Donner mit der süßen Stimme der Madame Récamier vertauscht, die uns jedoch sagte, daß Herr Lafond noch nicht angekommen sei.

Da die erwartete Gesellschaft bedeutend war, so wurden wir in einem großen Saal der Miß C— empfangen. Von Zeit zu Zeit öffneten

sich die stattlichen Thüren, aber Herr Lafond kam noch nicht.

Endlich erhielt Madame Récamier ein Billet, in welchem er um Entschuldigung bat, daß er nicht kommen könne, weil ohne Wagen die Straßen von Paris nicht zu passiren seien; und er einen solchen jetzt durchaus nicht finden könne; ergo waren unsere Hoffnungen auf Herrn Lafond und Racine zu Wasser geworden.

Ein solches Unglück läßt sich jedoch in der Abbaye-aux-bois leicht verschmerzen. Außerdem recitirte einer der Herren aus der Gesellschaft einige seiner eigenen Verse, welche uns einigermaßen entschädigten. Diesem Beispiel folgten Mehrere. Eine der vorgetragenen Poesien war eine sehr interessante Legende, wenn ich nicht irre, unter dem Titel: „les soeurs grises", in der ein vortrefflicher weiblicher Charakter beschrieben wird. Manches Auge richtete sich unwillkürlich auf Madame Récamier, und die Herzogin von Abrantes, neben der ich saß, sagte flüsternd: „C'est bien elle!" —

* *
*

Im Ganzen konnten wir daher unsere getäuschten Hoffnungen verschmerzen, und es er-

füllte uns nur der Gedanke mit Trauer, daß wir vielleicht zum letzten Mal uns in der Abbaye-aux-bois befänden, in welcher wir so viele genußreiche Stunden zugebracht hatten.

Postscript.

Die Briefe, welche hiermit dem Publikum übergeben werden, enthalten nichts, als flüchtige Notizen über solche Gegenstände, die während neun sehr angenehm in Paris zugebrachter Wochen meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen. Wenn ich auch, so weit ich es vermochte, einen Begriff von Paris, wie es jetzt ist, zu geben beabsichtigte, so hatte ich doch keineswegs die Anmaßung, eine genaue Geschichte von Allem, was während unseres kurzen Aufenthalts sich dort ereignete, mitzutheilen.

Diese Briefe stehen daher unter sich wenig im Zusammenhang, ich war in dieser Beziehung absichtlich décousu; und würde lieber ein regelmäßiges Tagebuch nach Art der Lloydsliste mit Angabe aller Diligencen, die während

meines Aufenthalts in der belle ville ankamen, und abfuhren, gegeben, als die vielen unverständlichen Widersprüche aufzulösen versucht haben, die mir den Geist der Zeit zu bezeichnen schienen.

Aber, wenn ich mich auch unfähig fühlte, diesen wichtigen Gegenstand philosophisch zu untersuchen, oder in das Wesen der Dinge, deren Aeußeres ich nur beschrieb, tiefer einzudringen, so muß ich doch gestehen, daß diese Widersprüche, welche aufzulösen ich mir nicht anmaßen wollte, mir bei weitem das Eigenthümlichste in den jetzigen französischen Zuständen zu sein schienen.

Ich weiß, daß der französische Charakter immer Erscheinungen dieser Art zeigte. Glanz uud Armuth — Grazie und Grimasse — Weisheit und Thorheit — gründliche Bildung und Oberflächlichkeit wurden oft bei ihnen in einer sonst selten zu findenden Zusammenstellung beobachtet, aber seit kurzem erscheinen diese Gegensätze weit auffallender, als früher, oder sie sind vielmehr tiefer in das Leben der Gesellschaft gedrungen. Seitdem die alten Gesetze und Gebräuche abgeschafft wurden, hat der unruhige Geist, welcher früher seine Veränderungssucht

nur in Kleinigkeiten aussprach, sich auf Gegenstände von bei weitem größerer Wichtigkeit geworfen.

Keine Partei wird, glaube ich, läugnen, daß manche Dinge, die ihrer Natur nach unverträglich zu sein scheinen, seit kurzem in Paris auf seltsame Weise in Vereinigung gebracht worden sind.

Wenn sich Beispiele dieser Art mir aufdrangen, so war es mir oft, als befände ich mich hinter den Koulissen eines Theaters, und alle möglichen Materialien, die zu Darstellungen aller Art erforderlich sind, lägen umher, um gleich aufgefunden werden zu können. Hier eine Krone — dort eine Freiheitsmütze; — hier ein, mit Lilien gestickter Mantel, dort eine dreifarbige Fahne; — in der einen Ecke die Symbole der katholischen Kirche, in der andern die anderer Konfessionen; — hier Alles, was für ein großes militairisches Schauspiel erforderlich ist, und dort die Sinnbilder des ewigen Friedens.

Ich sah alles dieses, denn es war unmöglich, es nicht zu sehen, aber ich wußte nicht, welche von diesen Materialien benutzt werden sollten, denn die geheime Maschinerie wird

wohlweislich vor solchen Blicken, wie die meinigen, verborgen, und hätte ich etwas davon gewußt, so würde ich es gewiß mitgetheilt, dadurch aber vielleicht den Effekt der nächsten Veränderung der Dekorationen nicht befördert haben.

Nur in diesem Geist oberflächlicher Beobachtung wurden meine Briefe geschrieben, aber ehe ich sie der Presse übergebe, wünsche ich noch einige ernstere Gedanken hinzuzufügen.

„Das Land ist in einem Uebergangszustande,“ hörte ich oft sagen, und immer mußte ich über diese Phrase lachen, weil sie nur als ein verunglückter Versuch erschien, Paradoxen erklären zu wollen, die in der That für Jeden ein Räthsel sein mußten, aber jetzt kann man sich der Phrase ohne delphische Dunkelheit bedienen. — Frankreich war allerdings in der Zeit, von der ich schrieb, in einem Uebergangszustande, aber diese Ungewißheit ist vorüber, alle die auffallenden Widersprüche, die jeder Erklärung widerstrebten, sind verschwunden.

Ich kehrte nach Frankreich mit jenem angenehmen Gefühl zurück, welches aus der Hoffnung entsteht, frühere glückliche Eindrücke wieder

zu erneuern. Aber dieses Vergnügen wurde mir keineswegs durch die Leidenschaftlichkeit des Volks, das seinen rechtmäßigen Souverain vom Throne verbannt hat, so verbittert, wie ein englischer Konservativer vorauszusetzen geneigt sein möchte.

Was die abstrakte Frage das Rechts und Unrechts betrifft, so kann meine Ansicht über diese Handlung sich nicht verändern, aber die That ist geschehen — Frankreich hat die Ansprüche des Fürsten, der durch die Gesetze erblicher Nachfolge ein Recht auf die Krone hatte, zu Gunsten eines andern Fürsten von demselben königlichen Geschlecht, den es für fähiger hielt, die Wohlfahrt des Landes zu sichern, bei Seite gesetzt. — Die That ist geschehen, und die Wohlfahrt so vieler Millionen Menschen, die vielleicht keinen thätigen Antheil an ihr nahmen, wird nun durch die Fortdauer der Ruhe, welche auf diese Veränderung folgte, bedingt.

Wie sehr man daher auch Diejenigen achten möge, welche, weil sie Karl X. Treue schwuren, auf der Erklärung seines Rechtes beharren, und das irgend eines Andern anzuerkennen sich weigern, so darf doch ein Fremder die Ansicht aussprechen, daß die jetzige Wohlfahrt Frank-

reichs von dessen Anhänglichkeit an dem Könige, den es sich selbst erwählte, abhängt, ohne dem Vorwurf, die Sache der Revolution zu vertheidigen, sich auszusetzen.

Um Frankreich, wie es jetzt ist, richtig zu beurtheilen, muß man nothwendigerweise von dem loyaleren Benehmen absehen, das es vor fünf Jahren durch die ruhige Forderung der, durch die Charte verbürgten Rechte, und der Beseitigung wirklich bestehender Mißbräuche hätte befolgen können. Die Volksleidenschaften, welche das Werk der Revolution vollbrachten, ließen, wenn dieselbe auch durch Demagogen und leichtsinnige Knaben angeregt worden war, doch die neue Gewalt, die sich auf ihr gründete, in den Händen von Männern, welche fähig waren, das edle Land, das sie zu regieren berufen wurden, aus dem Zustande der Zerrissenheit und Schwäche zu retten, in welchem sie es fanden. Diese Aufgabe war eine der schwierigsten und gefährlichsten, aber jeder Tag nährt mehr die Hoffnung, daß nach vierzig Jahren von Irrthümern, Mißgriffen, und ewig sich wiederholenden Veränderungen, die selbst den Namen der Revolution lächerlich machten, dieses herrliche Königreich, so lange unser Ne-

benbuhler, und jetzt, wie wir fest hoffen, unser sicherster Verbündeter, seine Regierung hinlänglich begründen wird, um die gesellige Ordnung und die Wohlfahrt Europas zu befestigen.

Die Zeiten sind, dem Himmel sei Dank, vorüber, in denen die Engländer es für patriotisch hielten, ihren gallischen Nachbarn jede Fähigkeit abzusprechen, außer die, einen Bückling zu machen, und einen Frosch zu essen, wofür sie mit der beißenden Satire bezahlt wurden, die in den beiden bedeutsamen Worten: „John Bull" liegt. Wir kennen uns jetzt besser — wir haben einen langen Kampf geführt und drücken uns jetzt die Hände über dem Wasser mit aller jener Gutmüthigkeit und Achtung, die gewöhnlich durch einen großen, von beiden Seiten tapfer und mit Ausdauer geführten Kampf, den eine herzliche Versöhnung beschließt, hervor gerufen wird.

Die Stellung, die Aussichten, das Glück Frankreichs sind ein Gegenstand von dem höchsten Interesse für die englische Nation geworden, und aus diesem Grunde mögen die Bemerkungen eines neuern Beobachters, wenn sie auch nach dessen eigenem Geständniß nur von der Oberfläche geschöpft sind, wohl dennoch einigen

Werth haben. Aber wann bot selbst der oberflächliche Anblick menschlicher Angelegenheiten so vieles Interesse dar? — Jetzt, da so viele Umstände, die früher mit einander im Widerspruch zu stehen schienen, durch die nur erwarteten Ereignisse, die seit kurzem sich drängten, aufgeklärt worden sind, fühle ich, daß ich in der That Zeuge der Entwicklung eines der interessantesten politischen Dramas gewesen bin. Das Benehmen des Königs Ludwig Philipp erinnerte an das eines kühnen Streiters, der entschlossen ist, sich nicht abwerfen zu lassen. Anfangs war er allerdings vorsichtiger, ein Gehülfe hielt den Steigbügel, ein anderer den Zügel; das Wetter schien ungünstig, aber bald brach die Sonne hinter den Wolken hervor. Jetzt vorwärts! — Er läßt die Gurte festschnallen, ergreift kräftig die Zügel — jetzt hat er sich hinaufgeschwungen, und möge sein Ritt ein glücklicher sein, denn es ist unmöglich vorher zu sehen, welche Katastrophe sein Fall herbeiführen würde.

Die Theilnahme, welche seine Lage erregt, erweckt eine Art von romantischem Gefühl, welches mit dem der Zuschauer in den frühern Turnieren verglichen werden kann, die ruhig den

Erfolg eines Kampfes à outrance erwarteten. Aber größer, bei weitem größer ist das Interesse, das eine nähere Untersuchung der Wünsche und Hoffnungen des großen Volkes, das sein Geschick ihm anvertraut hat, hervorruft.

Nichts, was sich in Paris in der Deputirtenkammer, in der Pairskammer oder selbst in dem Kabinet des Königs ereignet, würde ich mit so viel Vergnügen vernehmen, als es mir gewährte, einige der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs über die wiederholten Veränderungen und Revolutionen ihrer Regierung sprechen zu hören.

Aus ihren Aeußerungen geht das Bewußtsein hervor, daß solche häufige Veränderungen keiner Nation vortheilhaft sein können, daß sie sich fast schämen, ihrer ernsthaft zu erwähnen, aber noch weniger sich entschließen können, über ihr Vaterland leichtsinnig oder verächtlich zu sprechen. Ich bin überzeugt, daß jene Männer ihr Vaterland treu und aufrichtig lieben, und nie fühlte ich inniger, daß ich wirklichen Patrioten zuhörte, als wenn sie sich über die Gründe jener schrecklichen Konvulsionen aussprachen, und vor ihrer Rückkehr schauderten.

Wenn ich mich nicht täusche, so wird dieser

edle Wunsch, die Wiederholung ähnlicher unglücklicher Ereignisse zu verhindern, eben so sehr und vielleicht mehr dazu beitragen, daß Ludwig Philipp sich auf seinem Throne behaupten kann, als jene Begünstigungen der boutique und der bourse, von denen wir so viel hören.

Es kann keineswegs befremden, daß dieses stolze, aber edle Gefühl, trotz Allem, was es zurückdrängen konnte, noch gefunden wird. Die Franzosen haben viele Eigenschaften, deren sie sich mit Recht rühmen dürfen. Nach so vielen auswärtigen Kriegen und inneren Unruhen steht Frankreich in keiner Beziehung den begünstigsten Nationen Europas in irgend einem der Vortheile nach, die immer als die besonderen Segnungen des Friedens betrachtet wurden. So groß auch Frankreichs Anstrengungen und Kämpfe waren, so wurde doch die Wissenschaft befördert und unterstützt, die schönen Künste blühten selbst zu der Zeit, als jeder Bürger ein Soldat war, und jetzt, da der Himmel ihm eine Zeit der Ruhe gewährt hat, bietet es ein Schauspiel thätiger Industrie und innerer Verbesserungen dar, dem kein anderes in einem europäischen Lande, außer in dem unsrigen, gleich kömmt.

Kann es uns unter diesen Umständen befremden, daß die Nation geneigt ist, sich um einen Fürsten zu vereinigen, den das Geschick ihr ausdrücklich gewährt zu haben scheint, um die Stürme, welche sie bedrohen, zu beschwören? Kann es uns befremden, wenn selbst Gefühle und Grundsätze vor einem so heilsamen und kräftigen Einfluß sich beugen? —

* * *

Nie versprach wohl ein Ereigniß, das durch Tumult und Verwirrung herbeigeführt wurde, so sehr, Frieden und Ruhe zu befestigen, als die Gelangung des Königs Ludwig Philipp auf den Thron Frankreichs.

Die Art dieser unerwarteten Veränderung, die Scenen, welche zu ihr führten, und selbst der Zustand der Parteien, die sich nach ihr bildeten, Alles trug den Charakter einer Zerfallenheit, die das Land mit jeder Art von Unglück bedrohte.

Wenn wir uns in diese Zeit zurück versetzen, so gewähren alle ihre Ereignisse den Anblick rauher und verworrener Bilder auf der Rückseite einer Tapete. Niemand, selbst nicht die Agenten in dieser Rovolution konnten deren

endlichen Erfolg vorhersehen, aber sie wirkten nach einem Plan, den die allmächtige Hand der Vorsehung vorgezeichnet hatte, und so selten uns das Kunstwerk in seinem Werden erschien, so wird doch das Ganze, wenn es vollendet ist, einen herrlichen Effekt darbieten.

Die widerstrebenden Theile, aus denen das Chaos bestand, dem diese neue Ordnung der Dinge entspringen sollte, waren jedoch während unseres Aufenthalts in Paris, wenn sie auch täglich und nach und nach Gestalt und Farbe gewannen, noch in der größten Unordnung. Es war unmöglich, vorauszusehen, welche Form alle die Dinge, die offenbar um uns in Bewegung waren, annehmen würden, und die Zeichen der Zeit standen in vieler Beziehung so sehr mit einander im Widerspruch, daß ein unbefangener Beobachter die Lösung des Räthsels unmöglich finden konnte.

Seit der wenigen Wochen, daß ich die Hauptstadt Frankreichs verließ, ist jedoch diese Ungewißheit wie ein Nebel verschwunden. Die Explosion einer Höllenmaschine vertrieb ihn, das Licht des Himmels bescheint jetzt das Land, und läßt die ganze Welt erkennen, auf welchen

Grundlagen seine Hoffnungen beruhen, und durch welche Mittel sie erfüllt werden können.

Nie brachte vielleicht selbst ein gelungener Versuch auf das Leben eines Individuums so wichtige Resultate hervor, als wahrscheinlich der mißlungene schreckliche Anschlag gegen den König von Frankreich und dessen Söhne hervorrufen wird. Die ganze Nation ist erwacht, wie eine schlafende Armee durch den Klang einer Trompete. Die Gleichgültigen, die Zweifelnden, ja selbst die feindselig Gesinnten werden jetzt durch ein gemeinschaftliches Gefühl vereinigt. Ein Meuchelmörder hat seinen Arm gegen Frankreich erhoben, und Frankreich nimmt plötzlich eine so feste und kühne Stellung an, daß selbst seine Feinde es achten müssen.

Was die elende Faktion betrifft, welche diesen Meuchelmörder bewaffnete, so steht sie jetzt in dem hellen Licht der Wahrheit der Welt gegenüber. Edle Naturen mögen oft auf Irrwege gerathen, und die schlechte Sache für die bessere halten, aber sie werden dadurch sich nicht zum Verbrechen hinreißen lassen. Solche Männer haben nichts Gemeinschaftliches mit den Republikanern von 1835.

Seit ihrem ersten Bestehen als eine Partei

sind diese Republikaner jeder Macht als unversöhnliche Feinde entgegengetreten. Gesellige Ordnung und Alles, was sie zu behaupten geeignet ist, widerstrebt ihrer Natur, und weder Ehre, noch Gewissen oder Menschlichkeit vermögen sie von den schrecklichsten Verbrechen abzuhalten, wenn es einen Kampf gegen die bestehende Ordnung gilt. Rechtliche Männer von allen politischen Meinungen müssen diese wilde Faktion als die Feinde des menschlichen Geschlechts betrachten. In jedem Kampf für die Behauptung der Gesetze, welche die Gesellschaft zusammenhalten, ist ihre Hand gegen Jeden gerichtet, und die unvermeidliche Folge muß und wird sein, daß sich Alle gegen sie vereinigen werden.

So beklagenswerth auch die Folgen des Fieschischen Attentats in Beziehung auf dessen Schlachtopfer sind, so werden sie doch wahrscheinlich im Ganzen für Frankreich zuträglich sein. Es hat der Regierung Kraft und Einheit gewährt, und wenn es der Wille des Himmels ist, daß irgend Etwas jener Pest der Insurrektion entgegentrete, welche, gefährlicher als die asiatische Seuche, Europa mit giftigen Stoffen erfüllt hat, so wird wahrschein-

lich das Gegengift aus Frankreich kommen, wo das Uebel zuerst auftrat.

Vergebens wird das Geschrei der Republikaner die Bestimmungen der französischen Gesetzgebung in dem gehässigen Licht eines tyrannischen Mißbrauchs der Gewalt darstellen wollen. Das System, nach welchem diese gesetzgebende Versammlung sich selbst verpflichtet hat, zu handeln, ist seiner Natur nach unvereinbar mit individueller Macht und individuellem Ehrgeiz, ihre Handlungen mögen absolut sein, und es ist hohe Zeit, daß sie es werden, aber dieser Absolutismus ist nicht der eines Autokraten.

Die Theorie der doktrinairen Regierung ist nicht so gut, oder wenigstens nicht so allgemein bekannt, als sie es mit jedem Tage mehr in Europa werden wird, und mögen nun die neuen Grundsätze, auf denen sie basirt wurde, gebilligt werden oder nicht, so wird man sich überzeugen, daß ihre Macht auf ihnen selbst beruht, und nicht auf dem tyrannischen Willen irgend eines Mannes, oder einer Versammlung.

Es ist nicht ungewöhnlich, Personen erklären zu hören, daß sie keinen Unterschied zwischen der juste-milieu-Partei und jener der Doktrinairs finden können, aber sie müssen nicht

aufmerksam die Theorien beider Parteien angehört haben.

Die Juste-Milieu-Partei besteht, wenn ich sie recht verstanden habe, aus Politikern, deren Grundsätze vollkommen mit der Benennung, die sie gewählt haben, übereinstimmen. Sie billigen weder einen absoluten Despotismus, noch eine reine Demokratie, sondern verlangen eine konstitutionnelle Regierung, mit einem Monarchen an der Spitze.

Die Doktrinairs sind weniger genau in ihrer Bezeichnung der Regierungsform, welche sie den Verhältnissen Frankreichs für angemessen halten. Man sollte nach einigen ihrer Spekulationen glauben, sie seien fast gleichgültig in Beziehung auf die Form der Regierung, oder auf den Namen, unter dem sie der Welt bekannt wird, vorausgesetzt immer, sie sei in sich selbst stark und wirksam genug, um solche Maßregeln auszuführen, als deren Oberhäupter jedesmal für das Land am zuträglichsten halten. Eine nach diesen Principien gebildete Regierung kann sich durch keine Bürgschaft zu einem besonderen politischen System verpflichten, und das Land muß sich in dem Glauben beruhigen, daß dessen Interessen durch Diejenigen gewahrt

werden, welche in der Stellung sind, sie kontroliren zu können.

Es ist einleuchtend, daß nach diesen Grundsätzen die Umstände, in denen sich das Land in seinen auswärtigen und innern Beziehungen befindet, die Politik des Kabinets bestimmen müssen, und nicht irgend eine abstrakte Theorie, die in Verbindung mit der Benennung der Regierung steht. Auf diese Weise kann eine Republik despotisch sein, und eine Dynastie, welche seit Jahrhunderten in Folge des göttlichen Rechts regiert hat, den Segen der Freiheit gewähren.

Herr de Carné, ein sehr talentvoller politischer Schriftsteller, spricht sich in seinem Versuch über Parteien und „le mouvement actuel" mit scharfer Satyre gegen die Idee aus, daß irgend Jemand in Frankreich in jetziger Zeit sich wirklich im Ernst für irgend eine abstrakte politische Meinung interessiren sollte.

„Croit-on bien sérieusement encore," sagt er, „au mécanisme constitutionnel — à la multiplicité de ses poids et contre-poids — à l'inviolabilité sacrée de la pensée dirigeante, combinée avec la responsabilité d'argent." —

Und ferner sagt er: „Est-il beaucoup d'esprits graves, qui attachent aujourd'hui une im-

portance de premier ordre pour le bien-être moral et matériel de la race humaine à la substitution d'une présidence américaine, à la royauté de 1830?" —

Es geht aus dem ganzen Ton, der in diesem geistreichen Versuch behauptet wird, hervor, daß Herr Carné beabsichtigt, seine Leser von der Nichtigkeit eines jeden politischen Glaubens zu überzeugen, der auf ein bestimmtes und abstraktes Princip sich bezieht. „Wer ist es," fragt er, „qui a établi en France un despotisme, dont on ne trouve d'exemple qu'en remontant aux monarchies de l'Asie? — Napoléon — lequel regnait comme les Césars Romains, en vertu de la souveraineté du peuple. Qui a fondé, après tout d'impoissantes tentatives, une liberté sérieuse, et l'a fait entrer dans nos moeurs, au point de ne pouvoir plus lui resister? — La maison de Bourbon, qui régnait par le droit divin."

Indem Herr Carné dieses System, sowohl das Recht, als die Gewalt der Regierung anzuvertrauen, ohne eine Bürgschaft zu verlangen, daß ihre Maßregeln, statt durch praktische Weisheit, durch theoretische geleitet werden sollen, vertheidigt, beruft er sich auf seine eigene, das

heißt, auf die doktrinaire Partei, und spricht sich so aus: „Cette disposition à chercher dans les circonstances et dans la morale privée la seule règle d'action politique, à donné naissance à un parti, qui s'est trop hâté de se produire, mais chez lequel il y a assez d'avenir pour resister à ses propres fautes. Il serait difficile, d'en formuler le programme, si vaporeux encore, autrement qu'en disant, qu'il s'attache à substituer l'étude des lois de la richesse publique aux speculations constitutionnelles, dont le principal resultat est d'équilibrer sur le papier des forces, qui se deplacent inévitablement dans leur action."

Es ist möglich, daß dieser Widerwille, sich für das System oder die Form einer Regierung zu verpflichten, und die Bereitwilligkeit, die Principien nach den Bedürfnissen der Zeit zu verändern, sowohl aus dem Ueberdruß in Folge der vielfachen zwecklosen Experimente, als aus der Ueberzeugung entsteht, daß diese Stellung, eine politische Farbe zu tragen, oder abzulegen, je nachdem die Verhältnisse es erfordern, in der That das Beste ist, was eine große Nation thun kann.

Es läßt sich wohl nicht daran zweifeln, daß

die Franzosen der Veränderungen und Experimente müde sind. Sie haben Revolutionen jeder Art bis zur Uebersättigung versucht, und ihr Geist ist erschöpft durch die Austrengungen, neue Gesetzentwürfe und neue Charten zu erfinden, und neue Könige zu wählen. Es ist in der That ihrer Natur zuwider, so lange mit demselben Gegenstand beschäftigt zu bleiben. Kein Volk in der Welt ist vielleicht mehr bereit, irgend einer plötzlichen Aufforderung Folge zu leisten, sei es die Bastille mit Lafayette zu erstürmen, einen Thron mit Robespierre zu stürzen, oder eine Monarchie mit Ludwig Philipp zu organisiren. Alle diese Handlungen erforderten einen gewissen Grad von Enthusiasmus, und aus diesem Grunde entsprechen sie dem französischen Charakter. Aber es ist unmöglich für das französische Volk, Jahre lang ohne einen großen Effekt über Regierungstheorien zu brüten, denn ein solcher Zustand würde den Neigungen des Volks durchaus nicht zusagen. — Chassez le naturel, il revient au galop. — Aus diesem Grunde wurde la loi bourgeoise verkündet, welches Gesetz wohl nichts Anderes heißt, als daß die Franzosen mit ihrem jetzigen Zustande zufrieden sind, und dadurch,

unter dem Schutz eines Königs, der den Willen und die Macht hat, sie zu beschützen, so reich und glücklich zu werden hoffen, als die Verhältnisse es gestatten.

Herr Carné sagt ganz richtig: „Le plus puissant argument, que puisse employer la royauté, pour tenir en respect la bourgeoisie, est celui, dont usait l'astrologue de Louis onze pour avoir raison des capricieuses velléités de son maitre — Je mourrai juste troi jours avant votre majesté."

Wenn diese Stelle auch nicht sehr schmeichelhaft ist, so dürfte sie doch vor Ludwig Philipp unbefangen ausgesprochen werden, denn, welcher politischen Meinung man sich auch anschließen möge, so muß man doch in jeder Handlung seiner Regierung den festen Beschluß anerkennen, die bestehende Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten, oder unterzugehen, und die Folge dieser konsequenten Politik ist, daß Tausende und Zehntausende, die Anfangs seiner Regierung nur beitraten, um der Anarchie zu entgehen, sich ihr jetzt als einem sichern Schutz gegen die Rückkehr der traurigen Veränderungen, denen sie so oft unterworfen waren, zuwenden.

Unter den vielen Vortheilen, welche die allgemeinen Principien der Doctrine Frankreich unter den besonderen Umständen, in denen es sich befand, da sie zuerst bekannt wurden, gewährten, war auch der, daß sie Allen, die der Revolutionen überdrüßig waren, welcher Partei sie auch angehören mochten, eine Ruhestätte sicherten. Herr Carné spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Ce parti semble appelé, par ce qu'il a de vague en lui, à devenir le sympathique lien de ces nombreuses intelligences dévoyées, qui ont pénétré le vide de l'ideé politique."

Es kann, glaube ich, kein glücklicherer Ausdruck gefunden werden, um die Menge zu bezeichnen, die sich in den Labyrinthen einer so verwickelten Wissenschaft verirrt hat, als der „intelligences dévoyées, qui ont pénétré le vide de l'idée politique." Für diese ist es in der That ein Glück, einen allgemeinen Namen, so unbestimmt er auch sein möge, gefunden zu haben, unter dem sie sich vereinigen, und, ohne ihren politischen Ansichten etwas zu vergeben, für die Unterstützung einer Regierung mitwirken können, der es auf eine so geschickte Weise gelang, goldene Früchte aus jedem Boden zu ziehen.

Als ich in Humes Geschichte eine Stelle suchte, fiel mir eine kurze und treffende Skizze des Charakters und der Verhältnisse unseres Heinrich VII. auf. In manchen Punkten läßt sie sich ganz auf Ludwig Philipp anwenden.

„Der persönliche Charakter des Mannes war kräftig, thätig und strenge, eben so vorsichtig, als ausdauernd in allen Unternehmungen. Er gelangte nach langen und blutigen bürgerlichen Kriegen auf den Thron. Die Nation war der Uneinigkeit und der innern Unruhe überdrüßig, und mehr geneigt, sich Usurpationen und Verletzungen ihrer Rechte zu unterwerfen, als ähnlichem Elend sich wieder auszusetzen. Die erfolglosen Bestrebungen gegen ihn dienten, wie gewöhnlich, nur dazu, seine Autorität zu befestigen.“ —

Eine Stelle, wie diese und einige andere, haben etwas sehr Tröstendes. Wir sind geneigt, zu glauben, daß die Scenen, die wir erleben, schrecklichere Uebel verbreiten könnten, als jemals die Ruhe der Menschen bedrohten, aber etwas Zutrauen zu der Vorsicht, die auf jeder Seite der Geschichte der Welt so offenbar sich zeigt, möchte genügen, um uns mit besseren Hoffnungen für die Zukunft zu erfüllen.

Die erfolglosen Bestrebungen gegen den König Ludwig Philipp haben nur dazu gedient, seine Autorität zu befestigen, und ihm denselben Nutzen gebracht, den unser Heinrich VII. im vierzehnten Jahrhundert aus ihnen zog. Das Volk war zu jeder Zeit der Uneinigkeit und inneren Unruhen überdrüßig, und ebenso ist es jetzt in Frankreich, und wird es vielleicht bald in England der Fall sein.

Indem ich dem Lande, das ich vor Kurzem verließ, zu den wesentlichen Verbesserungen, die seit meiner Abreise stattfanden, Glück wünsche, wie es von Herzen geschieht, finde ich mich bewogen, einige Behauptungen in dem vorliegenden Werke zu berichtigen. Aber seit den letzten Monaten konnten die Briefe aus Frankreich nur Nachrichten enthalten, die für den Augenblick von Wichtigkeit waren. Wir verließen Paris gegen das Ende des Monat Juni, und vor dem Ende des Juli hatte die ganze moralische Stellung Frankreichs sich so verändert, daß, wenn meine Mittheilungen dadurch auch nicht unwahr werden, sie doch großer Modificationen bedürfen.

Wenn ich z. B. sage, daß eine große Licenz in Karrikaturen stattfindet, und die Mauern

der Hauptstadt mit grotesken Darstellungen des Souverains bezeichnet sind, so muß jetzt dafür gelesen werden: „stattfand“ — und „bezeichnet waren“ u. s. w.

Die Pflicht, zu erklären, daß jene Berichte nicht mehr korrekt sind, ist jedoch weit angenehmer, als jene es war, sie mitzutheilen. Die Frechheit, mit welcher vor der Annahme der Gesetze, die jetzt die Moralität des Volks unter ihren Schutz genommen haben, die Regierung verhöhnt wurde, konnte die Nation nur zur tiefsten Barbarei erniedrigen.

Unter ähnlichen Gefahren, die unsere Heimath bedrohen, ist es ein großer Trost, zu bemerken, daß, wie sehr auch jene gemeine Frechheit eingewurzelt sein möge, doch eine kräftige Regierung ihr Grenzen zu setzen vermag. In jeder Kirche der Christenheit sollte ein Te Deum für die Annahme jenes Gesetzes gesungen werden.

* *
*

Die jetzige Stellung Frankreichs bietet ein ungewöhnliches Interesse, nicht allein für ganz Europa, sondern auch besonders für England dar. Die wildeste Demokratie wurde nicht allein durch unsere Presse, sondern auch in unserem

Senat vertheidigt. Der höchste Gerichtshof des Königreichs wurde nicht für heilig genug gehalten, um die Aeußerung von Grundsätzen in ihm zu verhindern, welche, wenn sie in das Leben getreten wären, den Händen des Königs den Scepter entwunden, und ihn in die des Pöbels gegeben hätte. Mehrere Journale haben sich die frechsten Angriffe gegen die Handlungen der Regierung erlaubt. Und was war die Folge von allem Diesem? Die Regierung hat fest und ruhig den Beruf verfolgt, den das Land ihr anvertraute. Sie hatte keine übereilte Handlung begangen, keine Schwäche gezeigt.

Wenn ich mich alles des Unsinns erinnere, den ich vor dem Prozeß der Lyoner Gefangenen in Paris hörte, der Prophezeihungen, daß der König es nicht wagen würde, ihn fortzusetzen, der Versicherungen Einiger, das Volk würde sich erheben, um die Gefangenen zu befreien, der Behauptungen Anderer, die Pairs würden sich weigern, sie zu verurtheilen, und wenn von allem Diesem in Paris sich nichts ereigne, so werde bestimmt in Süden eine Revolution ausbrechen, wenn ich mich aller dieser Weissagungen erinnere, und sie mit dem festen Gange jener kräftigen Regierung vergleiche, so

kann ich mich kaum erwehren, in dieser ereig-nißreichen Epoche mich zu freuen, daß die Gewalt in Hände gefallen ist, die sich ihrer so weise zu bedienen wissen.

Trotz dieses entschiedenen und kühnen Verfahrens hat jedoch die französische Regierung sich keineswegs übereilt, oder Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung gezeigt. Die Minister haben über alle Maßregeln Rechenschaft abgelegt, und der König hat immer jenes Temperament behauptet, das in allen Wechselfällen seines merkwürdigen Lebens ihn so allgemein populair machte. Es ist jedoch einleuchtend, daß Ludwig Philipp, welches auch die Umstände waren, die dazu beitrugen, ihn auf den Thron Frankreichs zu erheben, nie das Werkzeug einer Faktion werden wird. Ich kann mir denken, daß er jeden Vorwurf mit den ruhigen und würdigen Worten Athalies zurückweisen dürfte:

„Ce que j'ai fait, Abner, j'ai cru le devoir faire,
Je ne prends point pour juge un peuple témeraire."

Und wer von allen Denen, welche die Natur, das Glück, und die Erziehung ihm gegenüber gestellt haben, muß nicht anerkennen, daß er Recht hat? — gewiß Jeder, außer jene wilde Sekte von Politikern die Republikaner, welche

nur noch zu bestehen scheinen, weil sie keiner andern Partei sich anschließen können, und mit der Doktrin sich nicht vereinigen mögen, weil deren Motto „öffentliche Ordnung," und der wohlbekannte Schlachtruf ihrer Clique „Unordnung und Verwirrung" ist.

Es giebt, glaube ich, noch Manche, die, wenn sie auch keine fernere Veränderung in der Regierung Frankreichs wünschen, deren doch voraussehen, weil sie es für unmöglich halten, daß diese wilde Partei lange ruhig bleiben könne. Ich hörte Mehrere, die der Regierung Ludwig Philipps herzlich zugethan sind, in dieser Beziehung düstere Ahnungen aussprechen. Sie sagen, daß, so wohlthätig die jetzige Ordnung der Dinge auch für Frankreich sein möge, man doch ihre längere Dauer, die den Wünschen einer so zahlreichen Faktion zuwider sei, nicht hoffen könne, besonders da die jetzige Regierung auf die Doktrin sich begründet, daß die Beschützung der Künste und Industrie, und die Beförderung des Reichthums deren Hauptzweck sein müsse, indem die Republikaner immer bereit seien, einer Sache sich anzuschließen, die Veränderungen und Tumult verspricht, und daher, wenn ein Kampf entstehen sollte, thä-

tiger sein würden, als die ruhige und zufriedene Majorität, deren erbitterte Feinde sie sind.

Ich glaube jedoch, daß diese Schlüsse nicht richtig sind. In ihnen wird eine Thatsache nicht berücksichtigt, welche wichtiger ist, als irgend eine andere, nämlich daß eine republikanische Regierungsverfassung dem Geist des französischen Volks durchaus widerstrebt. Einer der vielen Beweise dafür ist, daß sie schon oft versucht wurde, und immer sich nicht behaupten konnte. Jene Begeisterung für den Ruhm, welche, wie die ganze Welt zugiebt, eine der Haupteigenthümlichkeiten des französischen Nationalcharakters ist, muß Frankreich immer abhalten, seine Würde und seinen Ruf den Händen des Pöbels anzuvertrauen. Die erste schreckliche Revolution verdankte einem Augenblick des trunkenen Enthusiasmus ihr Dasein, und so viel Schande sie auch Frankreich brachte, so kann doch Niemand die Nation im Ganzen für sie verantwortlich machen. Alle Ereignisse seit jener Zeit befestigen die Ueberzeugung, daß Frankreich als eine Republik nicht bestehen kann.

In dem französischen Charakter liegt eine Vorliebe für öffentlichen Glanz, die ihnen eben so sehr angeboren zu sein scheint, als ihre schwar-

zen Augen, und sie bedürfen als eines Mittelpunktes dieses Glanzes eines Königs und eines Hofes, dem sie sich anschließen können. Ein Engländer hat gesagt, in Frankreich bestehe jetzt eine Regierung der bourgeoisie und Ludwig Philipp sei un roi bourgeois. Sein bourbonisches Blut weiset jedoch diesen Scherz zurück, und wenn man unter dem gouvernement de la bourgeoisie ein Kabinet begreift, welches durch den Reichthum, so wie durch die Talente und den Adel des Landes erhalten und unterstützt wird, so kann diese Behauptung weder den patrizischen Stolz, noch die königliche Würde verletzen.

Der glänzende militairische Aufzug, in welchem das französische Volk dem kaiserlichen irrenden Ritter folgte, der es als Eroberer durch halb Europa führte, konnte allerdings eine so kriegerische Nation eine Zeit lang die Segnungen des Friedens und den dauerndern Ruhm, welchen die Fortschritte der Wissenschaft und der Industrie gewähren, vergessen lassen. Wäre aber auch Napoleon nicht gestürzt worden, so konnte ein Land wie Frankreich das Delirium dieses militairischen Fiebers nicht länger für ein Glück halten.

Aber welcher Periode wendet sich selbst jetzt das Gedächtniß des Volkes mit der größten Vorliebe zu? — Der Convention oder dem Direktorium, der Nachäffung römischer Consuln? — Ach, die armen bethörten jungen Republikaner Frankreichs, sie dürfen nicht hoffen, daß ihre klassischen Visionen in dem Reich des heiligen Ludwig lange genug bestehen, um die Lictoren und die Tribunen in ihrem Costüm auftreten zu lassen.

Nein, nicht dieser kindischen Phantasien erinnern sich die Franzosen mit der größten Vorliebe, sondern jener Zeit, in welcher der Glanz eines prächtigen Meteors ihre eisernen Ketten beleuchtete, und sie wie Gold erscheinen ließ. Wenn dieses wahr ist, wenn es sich nicht läugnen läßt, daß das französische Volk mit mehr Dankbarkeit des glänzenden Despotismus Napoleon's, als irgend einer andern Periode seiner Geschichte gedenkt, darf man dann wohl fürchten, daß sie ihre jetzige Wohlfahrt aufgeben werden, um sich wieder in das Blut und den Schmutz zu stürzen, mit denen die Republik ihre Altäre befleckte?

Gäbe es auch keine andere Bürgschaft gegen einen so bedauernswerthen Versuch des nationel-

len Selbstmordes, als jene der Satyre und des Spottes, so würde diese allein in einem Lande, in welchem fast nichts schädlicher ist, als sich lächerlich zu machen, genügen, um die Furchtsamen und die Zweifelnden zu beruhigen. Es hat Jemand behauptet: „si le diable sortait de l'enfer, pour se battre, il se présenterait un Français pour accepter le défi." Dieses mag wahr sein, vorausgesetzt nämlich, daß jener Teufel nicht mit der Rüstung des Lächerlichen bewaffnet ist, in welchem Fall der französische Ritter den Kampf wahrscheinlich nicht annehmen würde, und aus diesem Grunde, wenn auch aus keinem andern, halte ich es für unmöglich, daß eine Partei in Frankreich noch Unterstützung finden kann, die durch ihre schändlichen Handlungen sich nicht allein verhaßt, sondern auch durch ihre Absurditäten sich höchst lächerlich gemacht hat.

Vor einigen Tagen las ich in einem englischen Journal, oder vielmehr in einem Auszuge aus einem irländischen (the Dublin Journal) eine Stelle aus einer Rede des Herrn Daniel O'Connell an die Dublin Trades Union, deren Logik mich sehr an die republikanischen Schlußfolgen erinnerte, die ich vor kurzem in Paris so häufig hörte.

„Das Unterhaus“ — sagt Herr Daniel O'Connell — „wird immer unabhängig sein, weil wir unter der Zuchtruthe unserer Gebieter stehen, und wir werden von dort verwiesen, wenn wir die uns durch das Volk auferlegten Pflichten nicht erfüllen.“ —

*
* *

Von so wenig Bedeutung meine Briefe sein mögen, und so wenig die ernste Kritik sich mit ihnen beschäftigen dürfte, so ziehen sie mir doch vielleicht den Vorwurf zu, daß ich durch „den Wind der Doktrin“ mich habe bestimmen lassen. — Ich kann dagegen nur erwiedern, daß ich mit demselben festen Glauben, den ich nach Frankreich brachte, von dort zurückkehre, jedes Land bedürfe eine Regierung, die Macht und Muth genug habe, um jeder Zeit der Stimme einer schwankenden Volksmasse zu widerstehen, während sie sich unablässig mit der Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt beschäftigt.

Man könnte eben so gut am Bord eines Kriegsschiffes von vierundsiebenzig Kanonen jeder Stimme Gehör geben, die dem Kapitain Anweisungen geben wollte, als dem Urtheil der arbeitenden Volksklassen in einem Staat, über

die wichtigsten Fragen, welche dessen Regierung betreffen.

Ein sich selbst regierendes Volk ist ein Hirngespinnst, und zwar ein sehr unheilbringendes. Die Franzosen haben sich davon bereits überzeugt; die Amerikaner, wie ich höre, beginnen auch schon, diese wichtige Wahrheit zu ahnen, und was unser England betrifft, so wird es, trotz alles Unsinns, der über diesen Punkt bei uns schon verhandelt wurde, wenn der Kampf bevorstehen sollte, sich durch seinen eigenen Pöbel nicht den Untergang bereiten lassen.

So sehr aber auch diese Doktrin in Frankreich, wo die Stürme das Staatsschiff fast zu einem Wrak gemacht hatten, ihrem Zweck zu entsprechen scheint, so wäre es doch für England eine gefährliche Zeit, wenn es gezwungen sein würde, seiner Sicherheit wegen zu demselben Experiment seine Zuflucht zu nehmen, denn es ist mit einer Strenge der Disciplin verbunden, die ihm sehr widerwärtig sein möchte. Es läßt sich nicht läugnen, daß gerade jetzt auch uns Gefahr droht, aber es sind heftigere Stürme erforderlich, als einer von denen, die bis jetzt England überwunden hat, um unsere Constitution, die über jede andere hervorragt, zu vernichten.

Welches aber auch die jetzigen Verhältnisse Englands sein mögen, so muß es ihm, wie jedem andern Lande in Europa, von Vortheil sein, daß Frankreich seine jetzige Stellung angenommen hat. Die Sache der geselligen Ordnung ist die der ganzen civilisirten Welt, und was sie befördern kann, gereicht dem Ganzen zum Segen. So sehr diese Wahrheit sich aufdringt, so ist ihre Wichtigkeit noch nicht ganz anerkannt; aber die Zeit, in der es geschehen wird, muß eintreten, und dann werden alle Nationen der Erde im Chor ausrufen:

„Le pire des états, c'est l'état populaire.“

Kutt. 8
Trollope

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trollope, Frances Milton,

Paris und die Pariser im Jahre 1835

Bd.: 3

Aachen [u.a.] (1836)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Kult 2372
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256468-3